GEORG

Magazin der Hochschule Sankt Georgen

1 / 2017

Zwischen Sorge
und Zuversicht

Impressum

GEORG
Magazin der Hochschule Sankt Georgen

Herausgeber
Rektor der Hochschule

Chefredakteur
Tobias Specker SJ

Redaktion
Carolin Brusky, Moritz Hemsteg, Stephan Herzberg, Vanessa Lindl, Florian Volm

Künstlerische Gestaltung und Titelbild
Elke Teuber-Schaper, Sigurd Schaper

Redaktionsassistenz
Claudia Gerhard, Isabella Senghor

Beratung
Cornelia von Wrangel

Grafik Design
Cornelia Steinfeld, www.steinfeld-vk.de

Druck
Druckerei und Verlag Esser, www.druckerei-esser.de

Redaktionsanschrift
Philosophisch-Theologische Hochschule Sankt Georgen
Offenbacher Landstraße 224, 60599 Frankfurt
Tel. 069. 6061 -0, Fax 069. 6061 -307
E-Mail rektorat@sankt-georgen.de

Vertrieb
Aschendorff Verlag GmbH & Co. KG
D-48135 Münster
www.aschendorff-buchverlag.de
Tel. 0251-690 131

Bezugsbedingungen
Preis im Abonnement jährlich (2 Hefte): EUR 12,-
Einzelheft: EUR 6,80,-, jeweils zzgl. Versandkosten.
Alle Preise enthalten die gesetzliche Mehrwertsteuer. Abonnements gelten jeweils bis auf Widerruf. Kündigungen sind mit Ablauf des Jahres möglich, sie müssen bis zum 15. November des laufenden Jahres eingehen.

ISSN 2195-3430

Nachdruck, elektronische oder photomechanische Vervielfältigung nur mit besonderer Genehmigung der Redaktion.
Bei Abbildungen und Texten, deren Urheber wir nicht ermitteln konnten, bitten wir um Nachricht zwecks Gebührenerstattung.

Auflage 3.500
© Sankt Georgen, Frankfurt am Main 2017

Foto: Elke Teuber-S

Liebe Leserinnen und Leser,
kein Grund zur Sorge – kaum ein Satz scheint in den vergangenen Jahren ferner als dieser. Die Deutschen haben viele Sorgen, und diese werden mehr. Der Zukunft ist nicht mehr mit einigen Übungen in positivem Denken und einem Schuss Optimismus beizukommen. Die Sorge ist allgegenwärtig.

Zugleich hat die Sorge einen schlechten Leumund: Man hätte sie gerne nicht. Sorgenfrei zu leben versprechen nicht nur Versicherungswerbungen, Anlageberater und Wellness-Hotels. Die Sorge gilt schon Horaz als grämliche Gefährtin, die sich hinter dem Reiter in den Sattel setzt und ihn hindert, beherzt voran zu kommen. Dramatisch gestaltet Thackeray dieses Motiv der schwarzen Sorge aus: „And though he gallop as he may,/ I mark that cursed monster black/ Still sits behind his honor's back,/ Tight squeezing of his heart alway". In größerer Harmlosigkeit, doch nicht weniger insistierend, bemühen sich spirituelle Ratgeber um Ratschläge, wie man die Sorgen „loslassen" und „ein für allemal überwinden" kann, um den Kopf frei zu bekommen, um sich nicht in Alltagssorgen zu verzetteln. Die Sorge scheint also das Gegenteil von klarem Denken zu sein.

Der vorliegende GEORG möchte bewusst das Leben mit der Sorge in den Blick bringen und nicht jenes erträumte ohne sie. Wie die berühmte Fabel des Hyginus erzählt, ist die Sorge die Essenz des menschlichen Lebens: „Weil aber die Sorge dieses Wesen zuerst gebildet, so möge, solange es lebt, die Sorge es besitzen", so heißt es in der Fabel. Dies ist nicht nur mit einem pessimistisch-resignierten Seufzer zu lesen: Dass der Mensch Zukunft vorstellend und nachdenkend antizipiert und sie zugleich nicht in der Hand hat, macht sein Leben als Individuum erst aus. Die Sorg(en)losigkeit wäre demgegenüber eine Verfallsform des guten Lebens. Sie ist nur durch das Aufgehen in einem Kollektiv, das einem alle Sorgen abnimmt, oder durch die narzisstische Illusion eines andauernden störungsfreien Bei-sich-selbst zu haben. Es geht also auch um eine Ehrenrettung der Sorge(n). Nicht zu klein möge man von der Sorge denken, sondern sich vielmehr um die rechten Dinge sorgen.

Das Thema gilt dabei ausdrücklich der Sorge und nicht der Angst. Denn die Sorge hat mehrere Facetten: Sie ist die gedankliche Beschäftigung mit dem Zukünftigen, aber auch das im Alltag ganz gegenwärtige Tun. Sie ist eine Art, sich zu sich selbst zu verhalten, doch zugleich ist sie beim Anderen. Es gibt sie auch als Fürsorge, die sich vorausschauend und anteilnehmend um jemanden sorgt. Sie kann durch den Blick auf das stets noch Schlimmere lähmen, das kommen wird und dem man ohnmächtig ausgeliefert ist. Sie lehrt aber auch Verantwortung und Selbststand – ich kann für mich selbst sorgen. Sie ist also zweifellos ein komplexes Verhalten zu sich selbst und zur Umwelt. Ihr komplementärer Begriff schließlich ist nicht der Optimismus, sondern die Zuversicht.

Den Lesern und Leserinnen wünsche ich ein paar ruhige Sommerstunden, um ihre Sorgen zu überdenken, zu unterscheiden und in Zuversicht mit ihnen zu leben.

Tobias Specker SJ

Tobias Specker SJ Chefredakteur

Inhalt

16 **Titelstory**
Stefan Heße
Fürchtet euch nicht!

12 **Aus dem Priesterseminar**
Marius Retka / Sebastian Schwertfeger
Drei ostdeutsche Diözesen senden Seminaristen auch nach Sankt Georgen

36 **Worte zur Zeit**
Heinrich Watzka SJ
Sorgt euch!

52 **Vorgestellt**
Vanessa Lindl / Carolin Brusky
Wie Indiana Jones – nur auf der Suche nach Handschriften – Natalie Maag

56 **Förderungen**
Raus aus dem Keller – rein in die Vitrine!

Editorial 03

06 **Scientia – Philosophie**
Elisabeth Conradi
Die Sorge für Lebewesen und für das menschliche Miteinander

45 **Aus dem Jesuitenorden**
Johannes Siebner SJ
Audace – habt Wagemut für das Unwahrscheinliche!

10 **Stimmen aus Sankt Georgen**
Wolfgang Beck
Mario Trifunović
Medienarbeit – Wege auf unsicherem Terrain?

32 **Alumni berichten**
Ein Interview mit Bärbel Fening
„Ich wollte immer dort wohnen, wo man Moin sagt“

57 **Nachgedacht**
Dagmar Mensink
Auf dem Areopag des öffentlichen Diskurses

Impressum 02

48 **Scientia – Theologie**
Thomas Wagner
Wo steckt Gott? – Neue Ansätze in der Politischen Theologie

28 **Aus den Instituten**

24 **Fragen über Fragen**
an Hans Frész

25 **Das besondere Buch**
Klaus Vechtel SJ
„The songs are my prayerbook“ – Bob Dylans „Scarlet Town“

40 **Pietas**
Sr. Beate Glania
Sorgt euch nicht?!? Oder doch?

38 **Aus der Hochschule**

20 **Weltkirche**
Lucas Weiss
Die Kirche in Frankreich

30 **Centerfold**

Die Sorge für Lebewesen und für das menschliche Miteinander

... im Mittelpunkt der praktischen Philosophie

ELISABETH CONRADI
Professorin für Gesellschaftstheorie und Philosophie

Zuwendung und tätige Hilfe haben weltweit eine lange Tradition. Die Sorge für Lebewesen und für den menschlichen Kontakt wurden jedoch in der deutschsprachigen praktischen Philosophie bis zum zweiten Drittel des zwanzigsten Jahrhunderts kaum diskutiert. Einflussreich ist eine andere Auffassung, nämlich die Aufforderung, schädigendes Handeln zu unterlassen. Otfried Höffe nennt dies eine „Minimalethik", die auf Gegenseitigkeit beruhe. Was über diese Minimalethik hinaus zu tun sei – darüber gibt es innerhalb der praktischen Philosophie eine gewisse Unklarheit: Ist helfen geboten? Ist die alltägliche Sorge für andere und für Begegnungen als Anliegen der Ethik anzusehen?

Zwei Antworten sind üblich: Einerseits reagiert die Philosophie auf die Frage, ob zu helfen sei, mit einem „ja". Für Einzelpersonen, die einen Bedarf feststellen, dem sie leicht und wirkungsvoll nachkommen können, besteht unter gewissen Bedingungen eine Hilfspflicht. Die Frage, ob Individuen zur Hilfeleistung verpflichtet sind, wird von Seiten der philosophischen Forschung andererseits dann mit „nein" beantwortet, wenn etwa die Not mutmaßlich klein ist oder wenn die erwartete Wirkung der Hilfe bloß in einer Situationsverbesserung liegt oder wenn der zeitliche Umfang des Engagements das Punktuell-Gelegentliche in Richtung auf eine gewisse Kontinuität überschreitet oder sich als tendenziell kräftezehrend erweist. Im Rahmen säkularer Ethik – die sich oftmals auf das beschränken möchte, was alle einander im gleichen Ausmaß gegenseitig schulden – lässt sich alltägliche Zuwendung und Unterstützung kaum begründen: Regelmäßige kontinuierliche Sorge für Lebewesen und für das menschliche Miteinander ist keine Pflicht, da sie über die akut-vorübergehende Hilfe im unvorhersehbar-außergewöhnlichen Notfall hinausgeht.

Caring als eine wesentliche Tätigkeit

Als Alternative zu einer auf Gegenseitigkeit beruhenden „Minimalethik" gibt es Ansätze, die zuwendend-sorgende Aktivitäten für ausnehmend wichtig halten und die Frage nach deren Gelingen als Kern der Ethik ansehen. In diesem Sinne wird die ethico-politische Dimension der Sorge für das menschliche Miteinander seit Mitte der 1960er Jahre zunächst in der amerikanischen philosophischen Forschung thematisiert.

Zu dieser Zeit erklärte Milton Mayeroff, caring sei eine für Menschen wesentliche Tätigkeit, deren Bedeutung unterschätzt werde. Im Unterschied zu Erkennen und Wissen sei diese Tätigkeit bisher viel zu selten Gegenstand philosophischer Reflexion geworden. Als Leitmotiv des Aufsatzes wählt Mayeroff das Beispiel eines Vaters, der für sein Kind sorgt. Mayeroff sieht sich von Buber, Marcel und Fromm beeinflusst.

Mehr als ein Jahrzehnt später schreibt Nel Noddings über caring. Ihr geht es um das Verhältnis zwischen Erwachsenen und Kindern in Lehr-Lern-Situationen sowie um eine Philosophie der Pädagogik. Noddings bezeichnet ihre Herangehensweise als einerseits phänomenologisch sowie andererseits logisch und nimmt Bezug auf Kierkegaard und Buber.

Als Carol Gilligan einen empirisch gestützten theoretischen Entwurf vorlegt, knüpft sie weder an Mayeroff noch an Noddings an. Gilligan kritisiert einen einflussreichen Zweig der empirisch-psychologischen Moralforschung, da dieser einseitig bestimmte Normen wie Gerechtigkeit oder Gegenseitigkeit bevorzuge. Mit care bezeichnet Gilligan eine Sichtweise auf die Welt, in der Subjekte zueinander in Beziehung stehen. Sie fragt, wodurch sich ein verantwortungsvolles In-Verbindung-Stehen entwickelt: Welches Vorgehen ist nötig, um für Kontakt zu sorgen und zuhörend-reagierende Verbindungen zu erhalten? Das Nachdenken über die Entfaltung solcher Vorgehensweisen hält Gilligan für ein zentrales ethisches Anliegen.

Denken in Beziehungen und engagierte Sorge

Care drückt für Gilligan eine Tatsache aus und zugleich auch ein Ideal menschlicher Bezogenheit, wobei sie davor warnt, die Sorge für andere mit Selbstaufopferung zu verwechseln. Ausdrücklich plädiert sie dafür, dass Menschen sich selbst in den Kreis der Anteilnahme einbeziehen. Während Carol Gilligan es für sehr wichtig hält, zu einem ausgewogenen Verhältnis von Selbstsorge und der Sorge für andere zu gelangen, sieht Arthur Schopenhauer dies anders: Er beschreibt Motive, die sich auf die eigene Person beziehen, als egoistische Potenzen, die keinen moralischen Wert haben, sogar antimoralisch seien.

Überdies gibt Schopenhauer an, zur Aktivierung der Anteilnahme müsse „die fremde Noth groß und dringend" sein. Demgegenüber möchte Gilligan die Anteilnahme auch bei alltäglichem Kummer aktiviert sehen, etwa im Falle der Vereinsamung. Sie weist auf die Notwendigkeit hin, „Isolation" ethisch zu reflektieren, selbst wenn diese langandauernd ist und die erwartete Wirkung achtsamer Zuwendung bloß in einer geringfügigen Verbesserung liegen mag. Ferner geht Gilligan davon aus, dass die Sorge für den menschlichen Kontakt in einer „Sichtweise der Bezogenheit" beziehungsweise in einem „Bewusstsein" gründet. Auch darin unterscheidet sich Gilligan von Schopenhauer, der meint, die Unterlassung einer Schädigung sei zwar über das Bewusstsein vermittelt, aber die Hilfeleistung werde durch Gefühle motiviert.

„Im Rahmen säkularer Ethik lässt sich alltägliche Zuwendung und Unterstützung kaum begründen."

Indem Gilligan das verantwortungsvolle In-Verbindung-Stehen als Bewusstsein fasst, unterscheidet sie sich auch von Buber, der die „Liebe" hervorhebt, und damit vermutlich eine Gefühlsqualität zum Ausdruck bringen möchte. Einig wäre sie wohl mit Buber darin, dass sich das Engagement auf Situationen der Einsamkeit richtet, denn für ihn ist die Verzweiflung der „Seele" etwas, das die helfende Person aus eigener Erfahrung kennt und deshalb dafür Verständnis aufbringen kann. Vor dem Hintergrund eines „Denkens in Beziehungen" erkennt und benennt Gilligan Trennung, Einsamkeit und Verlassenheit, also einen

Illustration: Cornelia Steinfeld

THEOLOGIE UND PHILOSOPHIE

Vierteljahresschrift

In der aktuellen Ausgabe lesen Sie:

Martina Roesner
Mystik der All-Einheit oder Mystik der Relation? Martin Bubers Eckhart-Rezeption in ihrem geistesgeschichtlichen Kontext

Alexander Löffler SJ
Zen als katholische Option

Felician Gilgenbach
„Gott ist die Barmherzigkeit". Analytische Diskussion einer These von Mouhanad Khorchide

Ansgar Kreutzer
Gnade und (Arbeits-)Gesellschaft. Zeitgenössische Gnadentheologie im sozialen Kontext

Sowie:
Hans-Ludwig Ollig SJ
Richard Schaefflers Gebetsdenken

ISSN 0040-5655
Einfach bestellen unter **www.herder.de**

www.theologie-und-philosophie.de

Mangel an Kontakt, als das zu lösende ethische Kernproblem. Es ist, so ist sich Gilligan sicher, die von ihr theoretisch ausgearbeitete Sichtweise der Bezogenheit, die Akteure im Alltag dazu animiert, das vorhandene kommunikative Netzwerk zu aktivieren, auszubauen sowie zu reparieren und damit auf Zustände der Einsamkeit, Isolation und Anonymität zu antworten.

Schon bei Gilligan selbst ist dieses Denken in Beziehungen kein rein „ethisches" Unterfangen, es hat durchaus auch „politische" Dimensionen. Noch deutlicher formuliert dies Joan Tronto, deren Ansatz in der Politikwissenschaft zu verorten ist. Tronto beschreibt care als eine Tätigkeit engagierter Sorge zur Erhaltung, Bewahrung und Erneuerung der Welt. Während sich bei Gilligan die Sorge auf soziale Beziehungen zu beschränken scheint, bezieht Tronto auch die Sorge für Gegenstände mit ein.

In den Vereinigten Staaten ist der skizzierte Ansatz recht prominent. So bezeichnet sich etwa die Politikwissenschaftlerin Seyla Benhabib als Vertreterin eines „moral standpoint of care". Auch im deutschsprachigen Raum hat sich dieser Ansatz etabliert. Allerdings unter mehreren Begriffen: So spricht Andrea Maihofer über eine Konzeption von „Moral als Verantwortung", Christa Schnabl entwickelt eine „sozialethische Theorie der Fürsorge", Herlinde Pauer-Studer und Margrit Brückner schreiben über „Care-Ethik", Jorma Heier pointiert als „Sorgeethik" die Verantwortung, sich vergangenheits- und zukunftsgewandt dem Bezugsgewebe menschlicher Angelegenheiten zu widmen, ich nenne den skizzierten Ansatz eine „Ethik der Achtsamkeit".

Ethik der Achtsamkeit

Eine solche „Ethik der Achtsamkeit" greift Gilligans Impuls auf: Sie betrachtet das Subjekt als in Beziehung zu anderen stehend. Ebenso wie Gilligan betont die „Ethik der Achtsamkeit", es sei eine wesentliche Aufgabe, für den Kontakt untereinander zu sorgen und fragt: Bleibt das Netzwerk an Beziehungen bestehen, wird es instand gehalten und wiederhergestellt?

Darüber hinaus schlägt die „Ethik der Achtsamkeit" ein bestimmtes Verhältnis von Theorie und Praxis vor, wonach das Besondere der Praxis das Allgemeine der Theorie bereichert. Die „Ethik der Achtsamkeit" steht damit für einen induktiven Denkansatz, der die Eigenschaften des Gelingens aus der sozialen Praxis herauskristallisiert und sie zum Gegenstand der Theoriebildung werden lässt. Der Gedanke, das Besondere der Praxis möge das Allgemeine der Theorie bereichern, verändert den Horizont der ethischen Theoriebildung und veranlasst einen Perspektivwechsel.

Die Frage, ob das menschliche Beziehungsgeflecht aufrechterhalten, gepflegt und ausgebessert wird, charakterisiert Gilligan nämlich als eine ethische Perspektive. Demgegenüber deute ich die Sorge für andere und für den menschlichen Kontakt als eine Praxis. Der Blick der Forschenden löst sich damit von der Motivation der helfenden Person (care-giver) und auch von einer Haltung der Empathie. Stattdessen rückt das helfende Handeln (care practice) in das Sichtfeld. Entsprechend ist es das Anliegen zu eruieren, ob die Versorgung zugewandt, die Beratung hilfreich, die Begleitung behutsam, die Betreuung rücksichtsvoll, die Unterstützung achtsam, die Pflege wohltuend, die Assistenz gelingend ist.

Mit der Differenz zwischen Perspektive und Praxis geht noch eine weitere Unterscheidung einher: Die von Gilligan charakterisierte Sichtweise ist im Subjekt verortet, wobei sich das Subjekt selbst als Teil eines Beziehungsgeflechtes wahrnimmt. Demgegenüber beschreibt die „Ethik der Achtsamkeit" das Netzwerk der Kommunikation nicht nur als einen denkerischen Ausgangspunkt. Vielmehr wird das menschliche Beziehungsgeflecht handelnd geknüpft, gepflegt und repariert. Dieses findet zwischen den Subjekten statt, es ist daher als eine „interaktive" Praxis zu denken. Die sich nehmend beteiligende Person (care receiver) ist dabei als Gesprächspartnerin und Co-Subjekt konzeptuell maßgeblich. Eine derartige philosophische Zugangsweise ermöglicht es, auch Konflikte, die in Situationen alltäglicher kontinuierlicher Sorge für andere auftreten, zu erhellen.

Politische Theorie der Achtsamkeit

Die Praxis der Achtsamkeit wird einerseits „interaktiv" gedacht, insofern sie zwischen Subjekten stattfindet, andererseits ist sie auch „interrelational" zu verstehen. Der Begriff der Interrelationalität bezeichnet die Verhältnisse zwischen den Interaktionen und Beziehungen, durch die Subjekte miteinander verwoben sind: Es geht um Bezüge, die Menschen zueinander entwickeln, und die – damit indirekt verbundenen – Verhältnisse zu anderen, mit denen sie außerhalb konkreter Interaktionen zu tun haben, sowie um entsprechende Institutionen. Auf diesem Wege werden gesellschaftliche Aspekte berücksichtigt. Damit ist die Grenze herkömmlicher Ethik nicht nur in Richtung der gesellschaftstheoretisch inspirierten Kritik, sondern auch in Richtung auf die politische Theorie überschritten.

Da die „Ethik der Achtsamkeit" die Interaktion zwischen den Co-Subjekten betont, liegt es nahe, neben der Sichtweise der sich gebend Engagierenden (care giver) auch die Partizipationsmöglichkeiten der sich nehmend beteiligenden Menschen (care receiver) in die theoretischen Erwägungen einzubeziehen. Mit dem Begriff der Interrelationalität wird über die Partizipationsmöglichkeiten hinaus weitergehend ebenso die gesellschaftliche Rahmung der Interaktion theoretisch erwogen. Überdies wird ferner die Verortung von Achtsamkeit innerhalb politischer Willensbildungsprozesse berücksichtigt, ebenso wie Wertmaßstäbe, Praktiken und gesellschaftliche Prioritäten, die diese gestalten. Zu bedenken sind dabei politische Veränderungsmöglichkeiten in Bezug auf institutionell-organisatorische Bedingungen ebenso wie gesellschaftliche Verhältnisse und die Übernahme von Verantwortung. Die Fragen nach der – auch politischen – Gestaltung, Bewertung und Veränderung der Sorge für Menschen und ihre Beziehungen reichen über das, was üblicherweise zum Bereich philosophischer Ethik zählt, weit hinaus. Sie bilden den Kern der Ethik und auch einer politischen Theorie der Achtsamkeit.

Zum Weiterlesen

Conradi, Elisabeth (2001): Take Care. Grundlagen einer Ethik der Achtsamkeit. Frankfurt am Main: Campus.

Conradi, Elisabeth/Vosman, Frans (Hg.) (2016): Praxis der Achtsamkeit. Schlüsselbegriffe der Care-Ethik. Frankfurt am Main: Campus.

Medienarbeit – Wege auf unsicherem Terrain?

Stimmen aus Sankt Georgen

WOLFGANG BECK
Juniorprofessor für Pastoraltheologie und Homiletik

Welcher Aussage kann ich noch trauen? Und welche Information ist seriös? Angesichts der zunehmenden Unsicherheit in der Nutzung von Medienangeboten ergeben sich auch Fragen an die kirchliche Verkündigungspraxis. Tradierte Formen der Katechese und Verkündigung des Glaubens wirken schnell anachronistisch. So verwundert es nicht, dass jüngere Entwicklungen besonders bei den digitalen Medien kaum von der katholischen Kirche mitgestaltet und erst mit erheblicher Verzögerung aufgegriffen wurden. Und immer wieder werden dabei lediglich vertraute Inhalte neu aufbereitet, um sie jung und zeitgemäß erscheinen zu lassen.

Medien werden damit zu bloßen Transportmitteln dessen degradiert, was kirchliche Akteure schon vorher wussten. Das verkennt jedoch nicht nur die Eigenarten der unterschiedlichen Formate, es reduziert auch das Verständnis des kirchlichen Verkündigungsauftrags zu bloßer Mitteilung und Belehrung als Inbegriff einer sicherheitsorientierten Glaubenskommunikation. Solch eine kirchliche Verkündigung im Modus der Sicherheitsorientierung wirkt in Gestalt klarer Glaubensaussagen als entlastende Komplexitätsreduktion, kann problemlos an gängige Marketingtheorien anknüpfen – und agiert dabei unseriös und manipulativ.

Der Preis dafür ist hoch, denn er besteht einerseits kirchlich in der Homogenisierung der eigenen Traditionsvielfalt. Und er liegt andererseits gesellschaftlich in einer Tendenz zur Entsolidarisierung mit den Zeitgenossinnen und Zeitgenossen.

Eine alternative kirchliche Kommunikation wird sich auf die selbstverständliche Erwartung zu Partizipation und Dialogizität einlassen müssen. Gerade in digitalen Medien kommt es zu Demokratisierungseffekten und einem schwer zu überblickenden Angebot an Stimmen und Meinungen. Dass dies auch Möglichkeiten der Manipulation erzeugt, wird an der gegenwärtigen Debatte um „Fake News“ und die Beeinflussung der Meinungsbildung, etwa in Wahlkämpfen, sichtbar.

Das Misstrauen in Teilen der Bevölkerung gegenüber klassischen Medienformaten ist angesichts dieser Vielstimmigkeit verständlich und ernst zu nehmen. Kirchliche Verkündigung wird sich auf diese Situation einzulassen haben und etwa dialogische Ansätze verstärken müssen. Sie wird sich selbst auch den gesellschaftlichen Prägungen öffnen, sich also risikofreudig und hoffnungsvoll auf Prozesse mit offenem Ausgang einlassen müssen. Und sie wird der eigenen populistischen Versuchung widerstehen müssen, kirchliche Themen einheitlicher zu präsentieren, als sie es vor dem heterogenen Gesamtbild ihrer eigenen Geschichte tatsächlich sind. Wo offen benannt wird, dass katholische Theologie und lehramtliches Ringen vielgestaltiger sind, als Substrate in Form von Katechismen es suggerieren, da werden Gesprächspartnerinnen und Gesprächspartner ernst genommen.

An der Hochschule Sankt Georgen wird seit November 2016 ein verändertes „Studienprogramm Medien“ angeboten, in dem Teilnehmerinnen und Teilnehmer sich mit Grundlagen journalistischen Arbeitens und unterschiedlichen digitalen Medien vertraut machen. Mit Hilfe erfahrener Mentorinnen und Mentoren bringen sie eigene Artikel und Projekte zur Veröffentlichung. Und in Kooperation mit dem Theologisch-Pastoralen Institut (TPI) in Mainz kann das Programm mittlerweile auch von pastoralen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern der Diözesen als Fortbildung genutzt werden (nähere Informationen: www.medienprogramm-stgeorgen.de).

Die Ausrichtung des Programms soll dazu befähigen und ermutigen, sich in gesellschaftliche Debatten einzubringen und sie mit zu gestalten. Dies kann für Theologinnen und Theologen sowohl in konkreten Formen von journalistischen Tätigkeitsfeldern, aber auch in kirchlichen und pastoralen Berufen geschehen.

Fotos: Christian Trenk

MARIO TRIFUNOVIĆ
Student der Katholischen Theologie,
Teilnehmer am Medienprogramm

Als ich vor zwei Jahren anfing, für das kroatische Abendblatt „Večernji List“ zu schreiben, ist mir etwas bewusst geworden, was meiner Ansicht nach fundamental für den Journalismus sein sollte: Verantwortung. Auch wenn ich vorher schon für kleinere Internetportale gearbeitet hatte, wurde mir mit dem ersten Artikel für das Internetportal des Abendblatts so richtig klar, was für eine große Verantwortung nun auf meinen Schultern lastete. Das Internetportal des Abendblatts verzeichnete allein im vergangenen Januar 1.406.515 unique visitors.

Ich möchte damit natürlich nicht sagen, dass man bei kleineren Portalen weniger Verantwortung hat, aber dennoch stand ich vor einer bis dahin ungekannten Menge von Lesern – darunter Prominente, Politiker, Journalisten und viele mehr. Diese Aufgabe war anders. Sie war größer, gewaltiger, und es ging dann doch ernster als bei kleineren Projekten zu, die man mit Freunden ins Leben gerufen hatte. Die Anspannung wurde größer, die Recherchearbeit noch intensiver. Alles wurde doppelt überprüft und Polemik gezielt ausgelassen. Was blieb? Die Suche nach dem „guten Journalismus“.

Guter Journalismus fängt für mich immer mit dem Bewusstsein für Verantwortung an. Mit Verantwortung meine ich zuerst die sachgerechte Darstellung der Fakten, ganz besonders in unserer digitalen Zeit, in der man leider zu oft auf Schnelligkeit statt auf den Wahrheitsgehalt setzt. Zu Verantwortung gehört aber auch das Wahrnehmen des Lesers. Schließlich schreibt man nicht ins Leere, sondern steht mit dem jeweiligen Text anderen Menschen gegenüber. Es kommt zu einer Begegnung zwischen Journalist und Leser, die im idealen Fall dem Leser, auch bei unterschiedlicher Sichtweise, das Gefühl gibt, mit Respekt behandelt worden zu sein. Wie aber gehe ich mit den Leserinnen und Lesern um? Informiere ich sie mit Halbwahrheiten? Können sie meine Glaubwürdigkeit erkennen und somit Vertrauen aufbauen, oder möchte ich ihnen nur meine Meinung aufdrängen?

Gerade in einer Zeit von minutenaktuellen Medien ist es von enormer Wichtigkeit, exakt, ausgewogen und wahrhaftig zu berichten – oder wie es der YouTube Star Casey Neistat kurz und knapp sagen würde: „keep it real“. Ein bekanntes deutsches Magazin hatte früher als Leitspruch „Schneller wissen, was wichtig ist“. Das gilt heute nicht mehr für ein Magazin, denn schnelle Informationen gibt es im Internet wirklich überall. Leider sind sie oft nur teilweise richtig oder ganz falsch, oder wenn es ganz schlimm kommt, gezielt verfälscht (Fake News), was bei Wahlen die Meinungsbildung erheblich beeinflussen kann.

Guter Journalismus darf aber auch kritisch sein, nur sollte er nie die Fairness gegenüber anderen vergessen. In Kroatien beispielsweise haben wir das Problem, dass in den Medien zu oft polemische Kommentare ohne fundierte Argumentation publiziert werden, die Andersdenkende eher an den Pranger stellen, als dass sie sich kritisch mit einem Thema befassen. Ich bin jemand, der kein Problem in der argumentativen und sachlichen Kritik sieht, eher im Gegenteil, weil ich selbst am meisten davon profitieren kann. Aber sie wird zum Problem, wenn man sich nur halbherzig mit Fakten beschäftigt und den Menschen auf der anderen Seite, sprich den Leser, nicht ernst nimmt und letztendlich nur in den polemischen Boxring locken will, wo Fäuste der Respektlosigkeit und des Unwissens fliegen.

Genau hier kommt die Kirche ins Spiel, die ein Teil der Gesellschaft ist und somit verstärkt in den Medien wirken sollte, vor allem weil sie etwas zu sagen hat.

Wie Sternendeuter unterwegs

Drei ostdeutsche Diözesen senden Seminaristen auch nach Sankt Georgen

Aus dem Priesterseminar

MARIUS RETKA
Student der Katholischen Theologie

SEBASTIAN SCHWERTFEGER
Magister Theologie

Wer denkt schon in diesen Monaten an Weihnachten? Schließlich haben wir doch Sommer. Aber dennoch: Ein Stern ging auf im Westen, dem mutige Deuter aus dem Land der aufgehenden Sonne gefolgt sind. Wer sind diese Sterndeuter? Woher kommen sie? Was haben sie gefunden und mit was für Erfahrungen ziehen sie in ihr Land zurück?

Wer sind die Sternendeuter?
Kardinal Woelki hatte als Bischof von Berlin – und mit ihm andere Bischöfe der Ostbistümer – begonnen, ihre Seminaristen nach Sankt Georgen zu schicken. Hier sahen und sehen sie das Potential einer guten theologischen und geistlichen Ausbildung. Eine zeitgemäße Ausbildung, die für angehende Priester unerlässlich ist.

Woher kommen sie?
Die Sternendeuter haben sich aus den unterschiedlichsten Regionen der ostdeutschen Bistümer auf den Weg gemacht und bringen die gemeinsame Erfahrung der Kirche in der Diaspora mit nach Sankt Georgen. Eine Erfahrung von nahezu menschenleeren Regionen Vorpommerns bis hin zu Ballungsräumen wie Dresden und Leipzig und der Metropole Berlin. Eine Erfahrung auch von einer ganzen Bandbreite an Kirchlichkeit. Und eine Erfahrung einer Diaspora, die herausgefordert ist, mit einem Katholikenanteil von drei Prozent bis maximal sieben Prozent.

Nun ist es sicher nicht notwendig, in der Zeitschrift einer theologisch-philosophischen Hochschule den Begriff Diaspora zu erklären. Doch lohnt sich ein Blick auf seine Bedeutung für die ostdeutschen Diözesen. Denn Diaspora ist nicht gleich Diaspora.

Es ist eine dreifache Diaspora, die diese Seminaristen erleben. Einerseits die Erfahrung, in ihrer Heimat eine religiöse Minderheit zu sein. Eine Minderheit, die eine besondere Form von Kirchlichkeit mit sich bringt. Es ist eben nicht die Selbstverständlichkeit einer rheinischen, hessischen oder bayerischen Katholizität, die das Umfeld der ostdeutschen Katholiken prägt(e). So leicht lässt sich die sozialistisch geprägte Vergangenheit nicht ablegen: Katholik- beziehungsweise Christsein in der DDR war mit Repressionen verbunden. Wer beispielsweise das Abitur erwerben wollte, um zum Studium zugelassen zu werden, musste sich der Jugendweihe unterziehen. Als Zeichen der Konformität mit dem politischen System und dem sozialistischen Ideal des Menschen. Zu diesem Ideal passte nur schwerlich eine christliche Weltanschauung. Besonders dann nicht, wenn sie katholischen Gepräges war. Der „real-existierende Sozialismus“ war nun wahrlich keine „Civitas Dei“. Hinzu kommt, dass besonders der Hl. Papst Johannes Paul II. sich diesem Staatssystem gegenüber kritisch zeigte, was die Vorbehalte gegenüber Katholiken eher noch verstärkte. Zwar waren die Katholiken in der DDR geduldet – es sollte ja nach außen hin das Bild eines weltoffenen Staates gezeichnet werden –, aber wirklich akzeptiert waren sie nicht. Das verändert natürlich das Leben von und als Kirche vor Ort. Es verändert das Leben, wenn nicht offen gesprochen werden darf. Da hieß es, mit den wenigen Mitteln trotzdem authentisch katholisch präsent zu sein. Eine Lebenssituation, die erfinderisch machte und zusammenschweißte. Ein Beispiel für den Improvisationsreichtum sind die Religiösen Kinderwochen: RKW. Sie waren der katholische Gegenpol zu den staatlichen Ferienlagern, die ihr politisches Gepräge nicht verheimlichten. Eine Teilnahme an staatlichen Ferienlagern blieb katholischen Kindern sowieso meist untersagt, da ihre und die religiöse Einstellung der Eltern eben nicht zum sozialistischen System passten. Religiöse Kinderwochen, die es auch noch heute gibt, sind von Gemeinden organisierte Veranstaltungen, die Katechese und Ferien mit einander verbinden.

Kirche und Gemeinde bekommen dann einen anderen Stellenwert, wenn man als Katholik/als Christ nun von rund 90 Prozent der Mitbürgerinnen und Mitbürger verständnislos angesehen wird, weil man sich auf religiöse Feste freut oder wenn man erklären muss, dass eine Teilnahme an der Jugendweihe oder in anderen staatlichen Organisationen für einen nicht möglich ist. Dann sind Kirche und Gemeinde Orte der Freiheit und Toleranz. Aber auch Orte, an denen man unter sich bleibt. Daher ist das missionarische Potential der Kirchlichkeit nicht immer gleich im Vordergrund. Es ist weniger eine Offenheit, auf andere zuzugehen, aber dafür eine Offenheit, andere zu sich einzuladen und eine Heimat zu bieten.

Und eine weitere Bedeutung von Diaspora bringen die Sterndeuter aus dem Osten mit nach Frankfurt: Die der Unterschiedlichkeit der Urbanität. Die Rückkehr von menschenscheuen Wölfen macht es deutlich, dass ganze Landstriche zwischen Berlin und Ostsee inzwischen eher dünn besiedelt sind. Das ist besonders der Abwanderung der jungen Bevölkerung zuzurechnen. Eine solche Situation verlangt viel von den Menschen ab, die Kirche leben wollen. Viel Mobilität sowohl von Gläubigen, als auch vom pastoralen Personal. Da bekommt das Schlagwort „Kirche auf dem

© Belish - fotolia.com

Weg“ lebensnahe Realität. Vieles in den Gemeinden ist ohne ehrenamtliches Engagement undenkbar. Auf der anderen Seite des Extrems stehen die Kirchen in den Städten Berlin, Dresden oder Leipzig. Die Grenzen von Pfarrgebieten sind in einer Stadt wie Berlin nicht spürbar. Da sind dann Fragen entscheidend wie: Wo gefällt mir die Predigt? Wo die Musik? Wo die Liturgie? Wo gehen die Kinder zu Schule? Wo sind die besten Restaurants in der Nachbarschaft der Kirche? „Luxusprobleme“ aus der Sicht der Landbevölkerung. Aber auch sie stellen die Gemeinden vor Herausforderungen. Mit welchen Gemeinden bildet man einen pastoralen Raum? Wie können Gemeindemitglieder dauerhaft gebunden werden? Wie ist es zu schaffen, beispielsweise rheinischen und ostdeutschen Katholizismus gemeinsam zu leben? Wie kann Kirche die Frohe Botschaft zu den Menschen bringen, die das Wort Gottes noch nicht gehört haben?

Eine Herausforderung aber teilen beide Regionen: Sie existieren in einem absolut säkularen Umfeld. Ein Umfeld, in dem auch noch heute die meisten Menschen mit dem Glauben kaum in Berührung gekommen sind. Der Osten ist also wahrlich Missionsgebiet. Und doch ist die Kirche des Ostens eine wachsende Kirche. Sie wächst durch Konversionen, Zuzüge und Einwanderung. Auch das will gestemmt werden, damit ein gemeinsames Kirchesein funktionieren kann. Trotz oder wegen dieser vielen Baustellen erlebt der Osten einen Aufbruch im Engagement.

Aber Halt, manches erinnert im Osten auch an Asterix und Obelix. Denn es gibt tatsächlich auch, man höre und staune, katholische Hochburgen auf dem Gebiet der ehemaligen DDR. Dazu zählt sicher das Eichsfeld, das spätestens durch den Besuch Benedikt XVI. bekannt sein dürfte. Und das sorbisch geprägte Gebiet um die Kleinstadt Wittichenau im Bistum Görlitz. Von daher: Glaube lebt, im wilden Osten. Er ist bunt und zum Aufbruch bereit. Etwas, was sich auch in einer guten Ausbildung widerspiegeln muss.

Und ein Drittes, das die Sterndeuter erleben: Sie werden für eine Kirche in einer Zeit ausgebildet, die das deutliche Siegel des „semper reformandum“ trägt. Da die katholische Kirche im Osten so heterogen geworden ist, ist es tatsächlich von großem Vorteil, in einem so interdiözesanen Seminar ausgebildet zu werden wie Sankt Georgen. Hier ist der katholische Osten nicht nur unter sich, seine Vergangenheit und Kleinheit „beweinend“. In Sankt Georgen trifft die Volkskirchlichkeit des Westens auf die Diasporakirche des Ostens. Eine Situation des fruchtbaren voneinander Lernens, selbst wenn es nicht immer gleich so deutlich wird. Hier kann die Erfahrung der Diaspora der ostdeutschen Seminaristen manch Selbstverständlichkeit westdeutscher Kandidaten anfragen. Und andersherum lädt die starke volkskirchliche Prägung der westdeutschen Kandidaten zu Verständnis und Toleranz ein. Es zeigt, dass die katholische Kirche in ganz Deutschland im Umbruch ist. Da heißt es: Sich vernetzen und gemeinsam über die Zukunft nachdenken. Das bietet die Chance, eine ganzheitliche Ausbildung zu erfahren, die zudem an einem Ort wissenschaftlicher Exzellenz stattfindet.

Was haben die Sternendeuter gefunden und mit was für Erfahrungen ziehen sie in ihr Land zurück?
Also, steht nun wirklich der Stern über Sankt Georgen? In gewisser Weise ja, zumal – der Scherz sei unbedingt erlaubt – hier, wie unter dem Stern von Bethlehem, die Gesellschaft Jesu zu finden ist. Aber ernsthaft betrachtet, ist diese gemeinsame Ausbildung von Seminaristen aus Ost und West eine große Chance für die katholische Kirche in ganz Deutschland. Das setzt natürlich auch die Messlatte an die theologische Ausbildung ausgesprochen hoch. Hier kann sich Sankt Georgen nicht auf Lorbeeren vergangener Tage ausruhen, sondern muss den Auftrag annehmen, auch angesichts wachsender Diversität, exzellent zu bleiben.

Und etwas fehlt, bei allem Austausch im Seminar und der guten geistigen und geistlichen Ausbildung dennoch: Der Bezug zur pastoralen Wirklichkeit. Diesen gilt es, in absehbarer Zeit verstärkt in die Seminarausbildung einzubeziehen. Wenn das Beachtung findet, und dafür steht der Stern günstig, können die Sterndeuter aus dem Osten in ihr Land zurückkehren und angespornt und gut ausgebildet missionarisch Kirche sein.

FRANKFURTER THEOLOGISCHE STUDIEN

2016, X und 236 Seiten, geb. 43,– .
ISBN 978-3-402-16064-0
Frankfurter Theologische Studien, Band 75

Den Autoren dieses Sammelbands wurde die Frage vorgelegt, ob ein transzendenzloses Glück das einzig Vernünftige sei. Ist der antike Eudaimonismus so transzendenzlos, wie es das Lebenskunstmodell propagiert? Ist die Kantische Moral von ihren theologischen Postulaten trennbar?
Die Antworten fallen so unterschiedlich aus, wie die gegenwärtige Diskussionslandschaft vermuten lässt.

2016, 348 Seiten, geb. 49,– .
ISBN 978-3-402-16061-9
Frankfurter Theologische Studien, Band 74

Die vorliegende Studie skizziert erstmals eine katholische Theologie der Versöhnung und gibt so dem vielfältigen christlichen Engagement für Frieden in der Welt eine theologische Grundlage. Im Zentrum der Untersuchung stehen folgende Fragen: Kann die Erlösung des Menschen auch als Versöhnung zwischen Gott und den Menschen verstanden werden? In welcher Beziehung steht die Versöhnung mit Gott zum menschlichen Versöhnungshandeln in der Welt? Wird sie in einer auch von Sünde gezeichneten Kirche erfahrbar?

2016, XI und 431 Seiten, geb. 64,– .
ISBN 978-3-402-16062-6
Frankfurter Theologische Studien, Band 73

Ist die immer noch weitverbreitete Überzeugung von der grundsätzlichen Unvereinbarkeit von Moderne und katholischer Kirche weiterhin aufrechtzuhalten?
In dem vorliegenden Band werden markante Stationen der Geschichte des Verhältnisses von katholischer Kirche und Moderne untersucht und aktuelle Fragen und Entwicklungen im Verhältnis zwischen Kirche und Moderne behandelt. Dazu zählt die Frage nach einem plausiblen Begriff der Moderne genauso wie die Auseinandersetzung mit Thesen und Argumenten einzelner Autoren, wie Jürgen Habermas, Zygmunt Baumann, Peter Sloterdijk oder Charles Taylor.

Die „Frankfurter Theologischen Studien“ (FTS), herausgegeben von den Professoren der Philosophisch-Theologischen Hochschule Sankt Georgen in Frankfurt a. M., wurden im Jahr 1969 mit dem Ziel gegründet, der Bewegung theologischen Fragens und Suchens, die durch das Zweite Vatikanische Konzil ausgelöst worden war, einen neuen Weg zu eröffnen. Die seitdem erschienenen Untersuchungen decken ein weites Themenfeld ab, mit Schwerpunkten in den Bereichen biblische Theologie, Patrologie, Konziliengeschichte, Dogmatik und Theologie der Ökumene, Moraltheologie und Theologie der Spiritualität. Seit 2011 erscheinen die „Frankfurter Theologischen Studien“ im Verlag Aschendorff.

Aschendorff Verlag

Einfach bestellen unter:

fon: 0251 / 690-136
mail: buchverlag@aschendorff.de
web: www.aschendorff–buchverlag.de

Fürchtet euch nicht!

Über das kirchliche Verständnis von Sorge

STEFAN HEßE
Erzbischof von Hamburg,
Sonderbeauftragter für Flüchtlingsfragen

„Seid ihr bereit, den Armen und Kranken beizustehen und den Heimatlosen und Notleidenden zu helfen?“, wurde ich zusammen mit meinen Kurskollegen vor nun 25 Jahren bei unserer Diakonweihe im Kölner Dom gefragt. „Ich bin bereit“, haben wir vollmundig geantwortet – auch auf die anderen Fragen, etwa nach der Bereitschaft, das Evangelium zu verkünden. Diese Versprechen habe ich auch bei der Priesterweihe und bei meiner Bischofsweihe vor zwei Jahren gegeben. Aber nicht nur dann: Auch bei der Missa Chrismatis vor Ostern bekräftigen wir Diakone, Priester und Bischöfe unsere Bereitschaft, für andere Menschen, für ihr Wohl und ihren Glauben, Sorge zu tragen. Diese Fürsorge ist grundlegend für unsere christliche Identität – nicht nur für „geweihte“ Christen, sondern für uns alle, für die ganze Kirche.

Im persönlichen, gesellschaftlichen und auch kirchlichen Kontext kennen wir auch ein anderes Verständnis von Sorge: Einige sorgen sich vor oder aufgrund von Krankheit, Einsamkeit oder Armut; anderen wiederum bereiten Neues und Ungewohntes sowie der Blick in eine ungewisse Zukunft Angst. Auch die Zuwanderung von Flüchtlingen und Migranten betrachten manche Menschen mit Sorge.

Das Vorzeichen des Glaubens: Für uns ist gesorgt

Als Christen, die wir vom Herrn gesagt bekommen: „Sorgt euch nicht“ (Mt 6,25), dürfen wir uns nicht von Ängsten und Befürchtungen leiten lassen. Vielmehr muss es uns darum gehen, für die Menschen zu sorgen, die schwach, benachteiligt oder ausgegrenzt sind. Gerade die Notlagen von schutzsuchenden Menschen dürfen uns nicht kalt und passiv lassen oder gar ängstlich und aggressiv stimmen. Vielmehr sind wir dazu aufgerufen, an ihrer Seite zu stehen und ihre Not zu lindern. Aber auch denjenigen gegenüber, die das Engagement für Flüchtlinge und Migranten skeptisch betrachten oder ablehnen, brauchen wir ein offenes Ohr. Nicht selten haben sie selbst Ausgrenzung und Schicksalsschläge erlitten, mit denen sie sich allein gelassen fühlen. Daher brauchen wir ein innerkirchliches Gespräch, das ihre Ängste und Befürchtungen aufgreift, anerkennt und überwinden hilft.

Auf der Suche nach dem „Wie“ des kirchlichen Sorgens will ich als erstes auf den schauen, der sich um uns sorgt, auf Christus, den guten Hirten. Die

Sorge Gottes für den Menschen – die Vorsehung – ist nicht als kleinteilige Verfahrensbeschreibung des Weltenlaufs zu verstehen. Der Vorsehungsglaube ist vielmehr das Vertrauen, dass Gottes Verheißungen tragen. Gottes Verheißungen zeigen seine liebende Zuwendung zur Welt. Gott wendet sich den Menschen zu und hofft auf ihre freie Antwort. Vorsehung ist eine dialogische Beziehung von Gott und Mensch. Das Wahr-Werden der göttlichen Sorge um uns hängt damit auch an unserer Bereitschaft, uns zu öffnen und uns auf diesen Dialog einzulassen. Dabei kann der Mensch Gottes guten Willen als den seinigen übernehmen und tun – und damit an Gottes Vorsehung mitarbeiten. Die Sorge Gottes um uns ist ein Beziehungsgeschehen. Wir, die wir versuchen, ihm nachzufolgen, sollten unsere Sorge ebenfalls in Dialog und Beziehung leben.

Fürsorge: Die Befähigung, ein eigenes Leben zu führen

Neben dem Blick auf Gottes Sorge hilft auch ein Blick auf die menschliche Sorge für andere weiter. In Diskussionen nehme ich des Öfteren eine Gegenüberstellung von Fürsorge und Autonomie war. Fürsorge, so der Vorwurf, sei etwas Paternalistisches, also Bevormundendes – nicht zuletzt im kirchlichen Kontext. Das mag zutreffen, aber Fürsorge ist nicht das Gegenteil von Autonomie, sondern eigentlich ihre Voraussetzung. Als Menschen werden wir ja nicht autonom geboren, sondern bedürftig. Wir sind auf die Fürsorge anderer angewiesen: Ja, von der Qualität der Fürsorge anderer hängt zu einem großen Teil unsere Autonomie ab. Eltern, Erzieher und Lehrer ver-sorgen uns nicht nur, sondern sie be-fähigen uns, ein selbstständiges Leben zu führen. Entsprechend sollte diese subsidiäre Struktur der Sorge auch das kirchliche Ver-

ständnis prägen: Sorge sollte darauf ausgerichtet sein, den Einzelnen zu befähigen, ein selbstbestimmtes und verantwortliches Leben in Freiheit zu führen.

Sowohl das dialogische als auch das befähigende Element finden sich in einem weiten Seelsorgeverständnis der Kirche wieder. Im Feld der Flüchtlingshilfe lässt sich anschaulich nachvollziehen, wie die Kirche angesichts der gesellschaftlichen Herausforderungen für einen menschenwürdigen Umgang mit schutzsuchenden Menschen eintritt und ihnen in existentiellen Notlagen zur Seite steht. Dabei zeigt sich auch das charakteristische Wechselspiel von individuellem Engagement und institutioneller Hilfe. Als in der zweiten Jahreshälfte 2015 innerhalb kürzester Zeit mehrere hunderttausend Menschen in Deutschland Zuflucht suchten, befand sich unser Land im Ausnahmezustand. Über Nacht mussten in vielen Orten Notunterkünfte errichtet werden, um Geflüchtete behelfsmäßig unterzubringen. Neben eigens dafür errichteten Traglufthallen und Gemeinschaftsunterkünften wurden zahlreiche öffentliche und kommunale Gebäude, zum Beispiel Turnhallen oder Lagerräume, zu temporären Notunterkünften umfunktioniert. Auch die Kirche, darunter auch einige Ordensgemeinschaften, stellte kirchliche Gebäude, Wohnungen und Pfarrhäuser zur Verfügung, um Flüchtlinge menschenwürdig unterzubringen. Neben Fragen der Unterbringung ging es dabei auch darum, sie mit dem Nötigsten zu versorgen. Hier leisteten ehrenamtliche Helfer und Initiativen aus Kirche und Zivilgesellschaft einen unersetzlichen Beitrag: Sie organisierten Spendenaktionen für Kleider, Hygieneartikel und Spielzeug und ermöglichten erste Begegnungsangebote zwischen Einheimischen und Geflüchteten.

Gegenwärtige Dimensionen der Flüchtlingsarbeit

Mittlerweile hat sich die Dynamik des haupt- und des ehrenamtlichen Engagements geändert: Während im Herbst und Winter 2015/2016 die Unterbringung und Versorgung im Mittelpunkt standen, steht nun das längerfristige Thema Integration im Vordergrund. Auch der Kirche ist es ein wichtiges Anliegen, zum Gelingen gesellschaftlicher Integrationsprozesse beizutragen. Daher haben die deutschen Bischöfe in ihren Leitsätzen des kirchlichen Engagements für Flücht-

linge vom Februar 2016 deutlich gemacht, dass nun der Grundstein für eine erfolgreiche gesellschaftliche Teilhabe von geflüchteten Menschen gelegt werden muss. Wir können davon ausgehen, dass eine beträchtliche Zahl von Flüchtlingen längerfristig in Deutschland bleiben wird. Daher gilt es nun, ausgehend vom Ansatz der Fürsorge, eine Perspektive des „Empowerment“ zu entwickeln, die darauf zielt, die Talente von geflüchteten Menschen zu fördern und sie dabei zu unterstützen, sich in unserer Gesellschaft einzubringen.

Die kirchlichen Beratungsstellen für Flüchtlinge und Migranten sowie die Regeldienste der sozialen Arbeit in Trägerschaft des Deutschen Caritasverbands sind von zentraler Bedeutung für das Ankommen und Einleben in unserer Gesellschaft. Sie setzen sich dafür ein, dass Flüchtlinge und Zuwanderer die

Möglichkeit haben, die deutsche Sprache zu erlernen, Zugang zu Bildung zu erhalten, die für den deutschen Arbeitsmarkt notwendigen Qualifikationen zu erwerben und ihren eigenen Lebensunterhalt zu verdienen. Vielfach stellen ehrenamtliche Helfer und Initiativen eine unverzichtbare Ergänzung zum hauptamtlichen Engagement dar, denn ohne menschliche Beziehungen auf Augenhöhe kann der Prozess der Integration nur schwer gelingen. Daher legt das kirchliche Engagement einen besonderen Fokus auf individuelle und persönliche Begleitung und auf die Begegnung zwischen Geflüchteten und Einheimischen.

Wir wissen mittlerweile, dass Bildung ein zentraler Schlüssel für gesellschaftliche Integration ist. Fast alle geflüchteten Menschen streben danach, ihre bisherigen Qualifikationen in Deutschland einzubringen beziehungsweise berufsqualifizierendes Wissen sowie allgemeine Schulkenntnisse zu erwerben. Diese Motivation ist eine gute Grundlage, auf der wir aufbauen sollten. Dazu gehört auch, geflüchtete Menschen mit den Werten und Normen sowie der Mentalität unserer Gesellschaft vertraut zu machen. Schon im Bereich frühkindlicher Bildung sind hier Weichen zu stellen. Mittlerweile werden in durchschnittlich jeder dritten katholischen Kindertageseinrichtung Flüchtlingskinder – unabhängig von Herkunft und Religionszugehörigkeit – integriert. Zugleich werden auch an katholischen Schulen und katholischen Hochschulen geflüchtete Kinder und Jugendliche beziehungsweise junge Erwachsene aufgenommen. Auch gibt es beispielsweise flächendeckend Schulprojekte, die sich mit den Themen Flucht und Migration auseinandersetzen oder die sich gezielt für Kinder mit Fluchterfahrung engagieren. Den pädagogischen Fach- und Lehrkräften ist es dabei ein besonderes Anliegen, interreligiöse und interkulturelle Kompetenz zu vermitteln. All diese kirchlichen Ressourcen sollen in Zukunft noch intensiver genutzt werden, um alle Kinder und Jugendlichen auf ein selbstbestimmtes Leben vorzubereiten, die Chancengerechtigkeit zu fördern und zu einem friedlichen und respektvollen Miteinander in unserer pluralen Gesellschaft beizutragen.

Als Christen und als Kirche wollen wir über unser Engagement für Flüchtlinge und Migranten keine Heldengeschichten erzählen. Oft genug bleiben wir hinter dem zurück, was uns unser Glaube aufträgt. Anstatt uns dem Nächsten gegenüber zu öffnen, sind wir in Ängsten und Sorgen gefangen. Wenn wir es schaffen, diese zu überwinden, wird unser Leben reicher an Menschlichkeit und wir spüren, dass unser Glaube die Furcht vertreibt und uns befreit.

Zum Weiterlesen

Deutsche Bischofskonferenz (2016): Leitsätze des kirchlichen Engagements für Flüchtlinge, unter: http://bit.ly/2qBvzBn.

Knop, Julia: Freiheit – Sorge – Vorsehung. Gottes Wille zwischen Himmel und Erde. In: IKaZ 45 (2015), 49-59.

Vossenkuhl, Wilhelm: Verantwortung als Sorge. In: M. Drewsen, M. Fischer (Hrsg.): Die Gegenwart des Gegenwärtigen. Freiburg/München 2006, 341-363.

Geflüchtete Menschen mit den Werten und Normen sowie der Mentalität der Gesellschaft vertraut machen.
Illustrationen Seite 16-19: Elke Teuber-S.

Die Kirche in Frankreich

Weltkirche

LUCAS WEISS
Student der katholischen Theologie

Bevor ich meine Eindrücke aus der Kirche in Frankreich vorstelle, möchte ich kurz auf die Vorurteile eingehen, mit denen ich nach Paris gekommen bin. Mein Bild der Kirche war in etwa das folgende: Für mich war die französische Kirche vor allem eines, nämlich arm. Bitterarm. Das heißt: unordentliche, zerfallene Kirchen – gleichzeitig aber gezwungen, andere Wege zu gehen als die reiche Kirche bei uns. Ich kannte Taizé, die Fraternités de Jerusalem und die Communauté Saint-Martin, allesamt Orte, deren Lebendigkeit ich einer tiefen Spiritualität und eben der Armut zugeordnet habe. Schließlich, so meine Überzeugung, fehlten die Mittel, durch Strukturreformen, bezahlte Pastoralassistenz, Verwaltungspersonal und was sich alles noch mit Geld machen lässt, den Status Quo zu erhalten. Vielleicht ein sehr romantisches Bild, das meinen Vorbehalten einer vom Geld beherrschten Kirche gegenüber möglicherweise zu

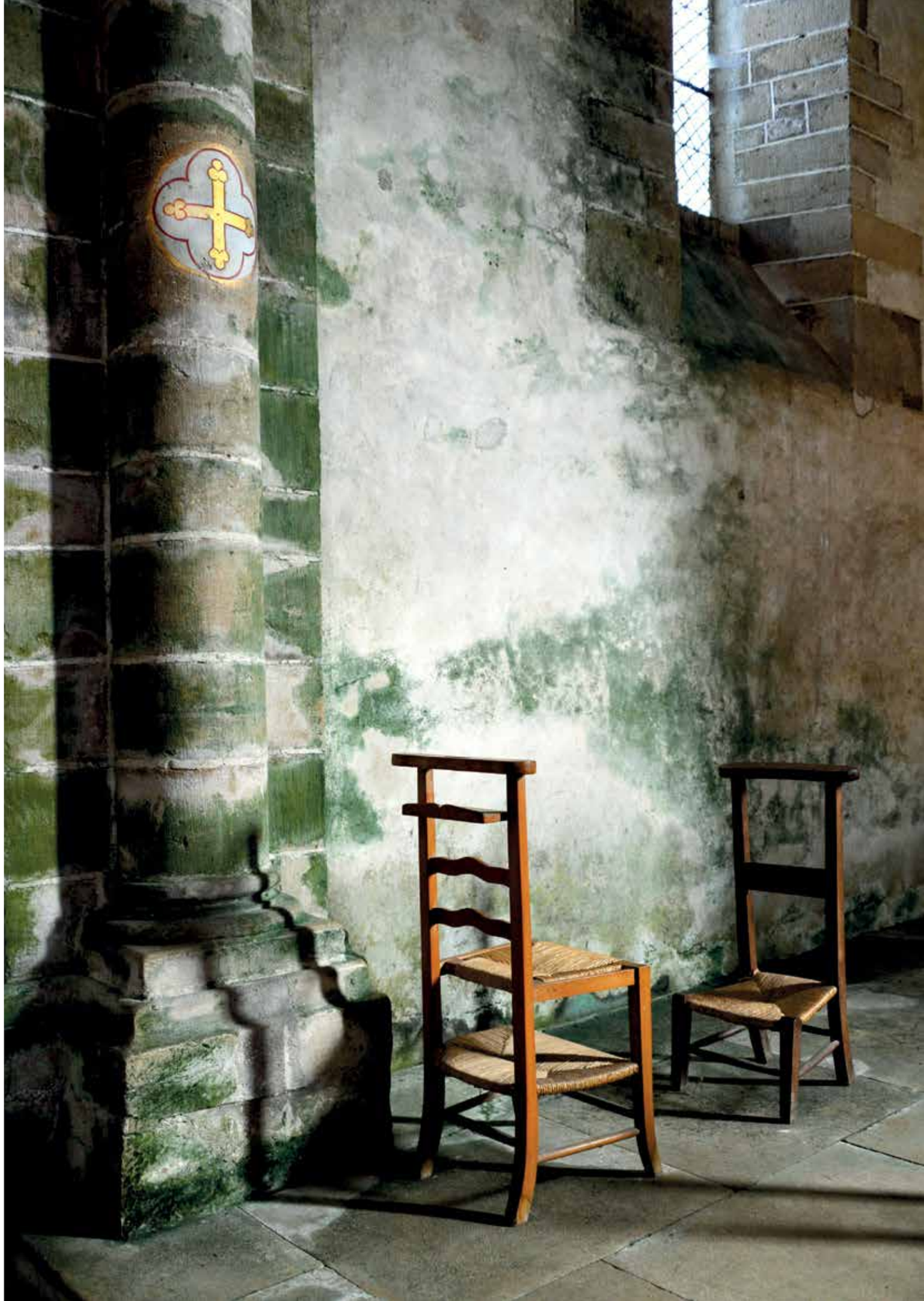
„Ich stellte also fest, dass es mit der romantisch armen Kirche nicht so weit her war und dennoch: Es ist anders."

gelegen kam. Eine weitere Seite meines französischen Kirchenbildes ist eng mit meinem Geschichtsunterricht verbunden, in dem ich unter anderem die Französische Revolution, die Jakobinische Schreckensherrschaft, die Restauration und die sich der von den Franzosen verlorenen Schlacht von Sedan angeschlossene Republik kennengelernt habe. Eine Reihe von Ereignissen, die schließlich in die laïcité des französischen Staates geführt haben, also in die Trennung von Kirche und Staat – nicht kooperativ wie in Deutschland, sondern wesentlich strikter, ja teilweise antikirchlich. Eine Situation, die in meinen Augen zu einer Identitätsbildung führen musste, die vielleicht der Diasporasituation mancher deutscher Gegenden entspricht. Jedenfalls rechnete ich mit einem traditionelleren Entscheidungschristentum im Gegensatz zu der Volkskirche, die ich im Grunde auch schon nicht mehr gekannt habe, von der aber allenthalben noch die Rede ist. Nicht zu vergessen auch die „Lefebvristen", die Anhänger der Priesterbruderschaft St. Pius X., die das Rechtsaußen der Kirche, sei es im Politischen oder Theologischen, markieren. Kurzum: arm, (deshalb) innovativ, bekennend, traditionell, politisch.

Nach fast neun Monaten in Frankreich kann ich nun ein mit reichen Erfahrungen gespicktes, von (fast) allen Vorurteilen bereinigtes und dennoch völlig subjektives und daher unvollkommenes Bild der Katholischen Kirche in Frankreich zeichnen.

On y va! Die erste Unvollkommenheit zeigt sich schon beim Sprechen von einer Kirche in Frankreich! Lektion Nummer 1: Einem Dogma gleich gilt die Grundregel, dass Paris nicht mit Frankreich verwechselt werden darf, gleich auf welchem Gebiet. Nie, wirklich nie. „Sind Sie Franzose?" – „Nein, ich bin Pariser!" So unterscheidet sich auch die Kirche in Paris vom Rest Frankreichs, die nämlich eine ländliche Kirche ist. Denn eine echte Stadt ist nur Paris.

Lektion Nummer 2. Nach dieser kurzen Einführung in das Selbstbewusstsein des Lebens à la parisienne nun der Sprung in die Realität. Meine Bleibe für das Studienjahr ist ein geräumiges Zimmer mit Küchenzeile und Bad. Dieses Zimmer gehört zu einer Pfarrei und ist im selben Gebäude untergebracht wie Pfarrbüro und Kirche, das Pfarrhaus ist etwas entfernt. Ich bin also mittendrin und habe so guten Kontakt zum kirchlichen Leben, ohne dass es einem Pfarrpraktikum gleicht. Die erste Überraschung zeigte sich im Hinblick auf das Thema Armut. Die Kirche, ein neogotischer Bau aus dem 20. Jahrhundert, ist gut in Schuss und sehr ordentlich. Mein Bild der armen Kirche – von wenigen Gebieten abgesehen ohne Konkordat und also ohne Kirchensteuereinnahmen – begann zu bröckeln. Ich wurde bei meiner Ankunft direkt herzlich von einem älteren Herrn begrüßt, der dort als Ehrenamtlicher einige Stunden am Empfang sitzt, um einerseits einen Blick auf die



Die Arbeit hier ruht auf drei Säulen: Eucharistie – Selbsterziehung – Nächstenliebe, Foto: Sigrud Scharper

Kirche zu haben, vor allem aber um Ankommenden wie mir für Gespräche, Informationen verfügbar zu sein und als menschliche Eingangspforte in die Pfarrfamilie zu dienen. Eine, wie ich mit der Zeit feststellte, weitverbreitete Praxis in ganz Paris. Diese „Willkommenskultur“ zeigt sich darüber hinaus noch in den Jours de la rentrée und den Jours d’amitié: Erstere sind die Tage des „Willkommen zurück!“ nach den Sommerferien. Im Anschluss an die Sonntagsmessen finden kleine Empfänge, im Rheingau würde man vielleicht „Umtrunk nach der Messe“ sagen, statt, um den Startschuss für das kirchliche Leben abzugeben, aber auch um Hinzugezogenen oder Interessierten die Gelegenheit zu geben, Kontakte zu knüpfen. In eine ähnliche Richtung gehen die Jours d’amitié, die Tage der Freundschaft, die aus Pfarrfest und Dankessen der Ehrenamtlichen bestehen. Es geht natürlich an den Tagen selbst darum, sich als Familie zu erleben und anderen Anknüpfungsmöglichkeiten zu bieten. Das Dankessen ist zunächst für die gedacht, die sich engagiert haben, aber auch für die offen, die sich die Mitarbeit für die Zukunft vorstellen könnten. Gleichzeitig bietet es den einzelnen Gruppen in der Pfarrei eine gute Gelegenheit sich vorzustellen, sowohl den neuen als auch den bewährten Pfarrkindern.

Schreibt man über die Kirche, kommt man um das Thema Geld nicht herum. Die Kirchengebäude sind im Besitz der Kommunen, die theoretisch für deren Erhalt aufkommen müssen. Was in der Stadt wegen des Fremdenverkehrs relativ gut funktioniert, erweist sich auf dem Land als sehr schwierig. Nicht nur aus mangelndem Willen, sondern auch aufgrund der schwachen finanziellen Situation französischer Landgemeinden. Die Finanzen der Kirche setzten sich ihrerseits aus dem Dernier, einer großen, jährlichen freiwilligen Spende an die Kirche, den Kollekten in der Messe und Erbschaften zusammen. Auch hier gilt, dass es um die Kirche in der Stadt weit besser gestellt ist als um diejenige in ländlichen Gebieten. In Paris, auch wenn finanziell keine deutschen Verhältnisse, kann von bitterer Armut keine Rede sein.

Ich stellte also fest, dass es mit der romantisch armen Kirche nicht so weit her war und dennoch: Es ist anders. In Gesprächen mit dem Pfarrer, mit den Mitbrüdern in „ihren“ Pfarren und auch aus der eigenen Erfahrung war ich erstaunt, was hier alles angeboten wird und – noch wichtiger – was alles in Anspruch genommen wird. Da es keinen Religionsunterricht an den staatlichen Schulen gibt, sind regelmäßiger Katechismusunterricht (auch für Erwachsene) und die spezifischen Vorbereitungen auf die Sakramente von großer Bedeutung. Diese sind nicht vereinheitlicht, aber im Allgemeinen doch anspruchsvoll. Vergleiche ich das zum Beispiel mit der durchschnittlichen Ehevorbereitung bei uns, wird hier mehr Wert auf das Inhaltliche und die sich bietende Gelegenheit zur Integration in die Gemeinde gelegt. Das mag variieren und mir fehlt der Gesamtüberblick, doch schon der Ruf, den wir im Ausland haben, scheint meinen Eindruck zu bestätigen. So legte ich dem Pfarrer dar, dass die Ehevorbereitung bei uns meistens aus zwei Sitzungen besteht: „Bei der ersten werden die Dokumente besprochen und unterschrieben. Beim zweiten Treffen…“ Er unterbricht mich: „…kassiert der Pfarrer das Geld.“ Fast. Ich lache und bin eigentlich beschämt.

Und ob ich nun die Studentenmesse in der überlieferten Form des römischen Ritus oder die Jugendmesse der charismatischen Gemeinschaft Emmanuel besuche: Ich treffe viele engagierte junge Menschen, ob sie schon arbeiten oder noch studieren, mit Familie oder als Single. Eucharistie, Anbetung, Beichte und Caritas wirken als Lebensprinzip der Kirche. Beim Eröffnungstreffen der Universitätsseelsorge zum Beispiel erläuterte uns einer der Studenten das Konzept: „Unsere Arbeit hier ruht auf drei Säulen. Eucharistie, Selbsterziehung und die Werke der Nächstenliebe!“ Das hat gesessen. Umwerfend im wahrsten Sinne des Wortes. Und nein, das war kein Seminarist, kein Theologiestudent. Nein, er war völlig normal.

„Neun Monate sind zu wenig, um zu sagen, ob die Kirche hier nun arm oder reich, charismatisch oder traditionell, wie politisch oder unpolitisch sie ist. Sie ist typisch katholisch: Die Tugend liegt in der Mitte.“

Nun will ich nicht so tun, als sei ich im Paradies gelandet, ganz und gar nicht. Erstens wiederhole ich, dass Paris in Frankreich eine Sonderstellung einnimmt und auf dem Land schlimmster Priester- und Gläubigenmangel herrscht. So erzählte mir ein Kommilitone von seinem Pfarrer, der für 48 (!) Kirchorte zuständig sei. Zweitens hat die Kirche darüber hinaus andere Probleme: Unlängst erschien ein Buch, dessen Titel mir entfallen, dessen Thema mir aber im Gedächtnis geblieben ist. Es handelt von der Frage nach dem Zusammengehen von Katholizismus und Politik, insbesondere die Frage nach der Identitären Bewegung, dem Nationalismus. Ich will hier keine Bewertung abgeben, da es mir unmöglich wäre, der Komplexität des Themas gerecht zu werden und die Gefahr von ungerechten Verkürzungen zu groß ist. Klar ist aber, dass die Kirche kein monolithischer Block ist. Vielmehr sind auch hier Spannungen und ein Ringen um Klarheit und Einheit spürbar, wie es gerade vor den Präsidentschaftswahlen deutlich wurde.

Was bleibt am Schluss? Neun Monate sind zu wenig um zu sagen, ob die Kirche hier nun arm oder reich, charismatisch oder traditionell, innovativ oder klassisch in ihren Methoden, wie politisch oder unpolitisch sie ist. Sie ist typisch katholisch: Die Tugend liegt in der Mitte.

Unterstützen Sie das Hochschulmagazin GEORG!

Spendenkonto
Phil.-Theol. Hochschule Sankt Georgen e. V., PAX-Bank e. G.
Ktnr.: 4003 600 101 / BLZ 370 601 93
BIC: GENODED1PAX/ IBAN: DE13 3706 0193 4003 6001 01
Verwendungszweck: Hochschulmagazin

Bitte einmal ausfüllen!

Hans Frész, Finanz- und Rechnungswesen, stellt sich dem Fragenkatalog von GEORG

Zum Frühstück... gibt es Brötchen mit Käse, Kaffee und die Tageszeitung.

Mit 16 Jahren wollte ich... Meteorologe werden.

Ich bin Christ, weil... meine Eltern mich taufen ließen und ich im Laufe der Zeit merkte, daß mein Glaube mir Kraft gibt.

Zur Zeit lese ich... Helmut Schmidt „Was ich noch sagen wollte"

An Frauen (für Männer)/Männern(für Frauen) schätze ich... ihre Intuition.

Mein Lieblingsphilosoph/-theologe... Karl Kardinal Lehmann

Dem Papst würde ich raten, die notwendigen Reformen in der katholischen Kirche weiter voran zu treiben.

Geld macht mich... zwar nicht glücklich, aber es beruhigt.

Drei interessante Wörter: Glaube, Hoffnung, Liebe

Kürzlich habe ich mich geärgert über... die vielen Baustellen in Frankfurt.

Ich vergesse die Zeit, wenn ich... am Wochenende die Sonntagszeitung lese.

In der Zukunft träume ich davon... gesund und munter meinen Ruhestand zu genießen.

Sankt Georgen ist für mich ... mein Arbeitsplatz, aber auch ein Ort der Begegnung und des Austauschs.

Studierenden in Sankt Georgen würde ich raten ... die vielfältigen Möglichkeiten, die Sankt Georgen bietet, zu nutzen.

„The songs are my prayerbook"

Bob Dylans „Scarlet Town"

KLAUS VECHTEL SJ
Professor für Dogmatik

Ein Banjo und eine Geige über einem synkopierten Rhythmus von Schlagzeug und Bass, dezent kommt irgendwann eine E-Gitarre hinzu. Dazu der raue Sprechgesang des Erzählers. Traditionell und zugleich modern klingt das. Die letzten Zeilen des Songs prägen sich mir ein:

> „If love is a sin, then beauty is a crime
> All things are beautiful in their time"

So funktionieren Songs, und der Song „Scarlet Town" wird mein Lieblingslied auf dem letzten Album, auf dem Bob Dylan eigenes Material veröffentlicht: „Tempest" – Sturm (2012). Die Kritiker und Rezensenten machten natürlich sofort auf die Nähe zu William Shakespeares „The Tempest" aufmerksam. Bob Dylan hat hingegen in einem eher schlecht gelaunten Interview mit dem „Rolling Stone" darauf bestanden, dass es sich um zwei verschiedene Titel handelt, da sein Album-Titel ohne Artikel auskomme. Dennoch kann man im gleichnamigen Titelsong eine ganze Reihe von Bezügen zu Shakespeares Drama entdecken, und Dylan selbst betont: „These songs of mine they're like mystery plays, the kind that Shakespeare saw, when he was growing up". Rock- und Popsongs als (religiöse) Mysterienspiele, wie sie vor allen Dingen seit dem Mittelalter populär wurden und in England und Frankreich eine Renaissance erhielten? Totentänze und das Jüngste Gericht wurden aufgeführt in moralisch-didaktischen Lehrgedichten. Die auftretenden Gestalten wurden allegorisch konzipiert als Verkörperung von Tugenden und Lastern, von himmlischen und höllischen Mächten. Ist „Scarlet Town" und die Stadt, die dort beschrieben wird, auch die Bühne für ein Mysterienspiel? Wird in „Scarlet Town" ein mittelalterlicher Totentanz aufgeführt? Gleich in der ersten Strophe werden wir in einen Tanzsaal versetzt. Die Musik setzt ein und die Menschen wiegen sich im Takt: „The music starts and the people sway".

„Scarlet Town" beschreibt einen rätselhaften Ort, in dem „sonnige Kindheitsbilder und Unterweltschatten, Wunder und Grauen, sexuelle Begierde und kalte Todesangst, Idylle und Apokalypse immerfort lautlos ineinander übergehen", wie Heinrich Detering formuliert. Reichtum und Armut wechseln in den Strophen ab. Freundliche Menschen begrüßen einander („everybody says ‚are you going my way'?"), während die Sklaverei nicht abgeschafft ist: „Uncle Tom is still working for Uncle Bill". Auch wenn die sieben Weltwunder in Scarlet Town zu bewundern sind, so ist doch das Ende nahe. Gut und Böse bleiben nebeneinander stehen:

> „In Scarlet Town, the end is near
> The Seven Wonders of the World are here
> The evil and the good livin' side by side
> All human forms seem glorified"

Vielleicht befinden wir uns in den Südstaaten zur Zeit des amerikanischen Bürgerkriegs. Ähnlich wie die Anspielung auf „Onkel Toms Hütte" kann man in der zweiten Strophe jedoch eine Bezugnahme auf ein schottisches Volkslied erkennen, dessen Ursprünge ins 17. Jahrhundert zurückreichen:

> „In Scarlet town where I was born
> There was a fair maid dwelling
> And every youth cried well away
> For her name was Barbara Allen"

„Barbara Allen", das ist ein Lied, das in unzähligen Versionen existiert, unter anderem auch in einer Übertragung ins Deutsche durch Theodor Fontane. Es erzählt die Geschichte von „Sweet William", der aus abgewiesener Liebe zu der schönen („fair maid") Barbara Allen stirbt („Sweet William on his deathbed lay/For the love of Barbara Allen"). Als Barbara Allen ihre Grausamkeit erkennt, stirbt auch sie. Im Tod ist „Sweet William" mit seiner unerreichbaren Geliebten vereint: Ihre Gräber liegen nebeneinander, und der Rosenstrauch, der aus Williams Grab entspringt, umrankt mit seiner Rose den Dornbusch, der auf dem Grab von Barbara Allen wächst. Kälte und Grausamkeit werden von Sanftmut, Treue und Liebe überwun-

Idylle und Apokalypse ... die lautlos ineinander übergeht. Illustration: Elke Teuber-S.

den. Wenn man den wunderschönen mehrstimmigen Gesang der King's Singers in ihrer Version von „Barbara Allen" mit Bob Dylans – sagen wir mal – „Stimme" vergleicht, dann sind die beiden Lieder „Barbara Allen" und „Scarlet Town" musikalisch jedoch Lichtjahre voneinander entfernt. Alles Gefällig-Harmonische, alles Süßliche wird der Geschichte ausgetrieben. Die schöne Barbara Allen findet keine Erwähnung mehr. In monoton-dunklen Tönen wird die Geschichte von „Sweet William" erzählt. Auch bei Bob Dylan liegt „Sweet William" auf seinem Totenbett, während eine vornehme Dame („mistress Mary") an seiner Seite ist, ihn küsst und für ihn betet. Doch all das nützt nichts. Die Liebenden werden im Tod nicht vereint. Selbst die Tränen, die der Erzähler für William vergießen will, haben in „Scarlet Town", wie man später erfährt, keinen Sinn. Am Ende der zweiten Strophe heißt es dann:

„Little boy blue come blow your horn
In Scarlet Town where I was born"

Die romantische Ballade wird zum Blues. Der Blues wird zum Totentanz. Es ist nicht auszuschließen, dass der aus Liebe leidende „Sweet William" zugleich der „Uncle Bill" der ersten Strophe ist, unter dem Sklaven arbeiten müssen. Wer sein Herz öffnet, auf eine Schale legt, wird die Erfahrung von Verletzung, von „Schlangenbissen" machen. Und: Wer wird für die Liebenden da sein, sie halten und ihnen zur Nacht einen Kuss geben – sind nicht vielleicht auch die Gebete und Küsse der vornehmen „mistress Mary" nur Konvention?

„Put your hear in the platter and see who will bite
See who will hold you and kiss you good night
There's walnut groves and maplewood
In Scarlet Town, cryin' won't do no good"

Es bleibt in „Scarlet Town" nicht bei den Bezügen zu traditionellen Folksongs. Weniger offensichtlich ist, dass sich in der dritten Strophe des Songs Motive von John Greenleaf Whittier finden, einem amerikanischen Dichter aus dem 19. Jahrhundert. Whittier entstammt dem Quäkertum, begründete die American Anti-Slavery-Society und wurde selbst immer wieder Opfer rassistischer Übergriffe. In der religiösen Dichtung Whittiers schenkt Gott den müden Augen der Armen den Schatten der Palmblätter. Seligzupreisen ist der arme (afroamerikanische) Lazarus, der sich vor dem Tor der Reichen befindet, weil seine Augen den Heiland gesehen haben. Dylan zitiert wörtlich und gibt der religiösen Dichtungen doch einen anderen Sinn. In „Scarlet Town" gibt es zwar Hilfe für den geduckten Bettler, sie kommt jedoch zu spät: „There's palm-leaf shadows and scattered flowers/Beggars crouching at the gate/Help comes, but it comes too late". Die Schwachen und Betrübten, die den Saum des Gewandes Jesu berühren, sind in der religiösen Dichtung Whittiers beneidenswert: „And, weak and troubled, envy them/who touched his seamless garments hem". In Dylans Song heißt es dagegen (?) lakonisch: „I touched the garment, but the hem was torn". Der Saum des Gewandes nach dem der Sänger greift, ist zerrissen, wie der Vorhang des Tempels, der in der Todesstunde Jesu zerreißt (vgl. Mt 27,51). In der Schilderung der Kreuzigung Jesu im Johannesevangelium werden die Kleider Jesu durch die Soldaten zerteilt, bis auf das Untergewand, um das gelost wird, weil es aus einem Stück ist. Ist der zerrissene Saum des Gewandes also ein Zeichen für die Abwesenheit des Erlösers? Können die demütigen Wünsche („make your humble wishes known"), die sowohl Whittier als auch den Erzähler bewegen, nur einem Deus absconditus vorgebracht werden? Bleibt es im Totentanz von „Scarlett Town" dabei, dass man auf immer die Feinde der Väter bekämpfen muss („you fight yours fathers foes"), bis hin zur Selbstzerstörung („you fight'em with whiskey, morphine and gin")? Werden die Trennung, die Ungerechtigkeit und die Verletzungen zwischen den Ethnien, zwischen Armen und Reichen, zwischen den Liebenden niemals aufhören?

Der Moment des Todes Jesu, des Zerteilens der Gewänder Jesu und des Zerreißens des Tempelvorhangs ist in den biblischen Schriften nicht nur der Moment der Abwesenheit Gottes: Das Allerheiligste liegt nun offen da. Die Trennung zwischen dem Vorhof und dem eigentlichen Tempelgebäude ist aufgehoben. Die Gräber der Toten öffnen sich, die Endzeit und der Sieg Gottes über die Todesmächte beginnt. Der Tanzsaal von „Scarlet Town", in den uns der Erzähler am Anfang des Songs geführt hat, scheint mir ebenfalls nicht gottlos und gnadenlos zu sein. Während in der letzten Strophe Country-Songs ertönen („Set'em up Joe, play walkin' the floor"), ist der Erzähler nicht mit der unerreichbaren Barbara Allen, sondern mit einer Frau zusammen, die zu den Armen gehört: „my flat-chested junkie-whore". Eine drogensüchtige Prostituierte? Das klingt nicht gut. Dennoch: Er leistet ihr gegenüber Abbitte für eine Schuld und der Himmel steigt auf die Erde herab: „While we smile all heaven descends". In der Flüchtigkeit und Vergänglichkeit der Zeit haben die Dinge und die Menschen – alle Menschen – ihre Schönheit und Würde: „All things are beautiful in their time". Nicht nur die Liebenden, alle Menschen und Rassen sind im Tanzsaal von „Scarlet Town" versammelt. Zu einem Totentanz? Alles liegt endzeitlich offen da. Wie wird das Amerika, das Bob Dylan in seinen Songs heraufbeschwört, wie werden wir, damit umgehen? Lassen sich Trennungen und Unterdrückung überwinden? Werden wir, wo nötig, Abbitte leisten?

„The black and white, the yellow and the brown
It's all right there in front of you in Scarlet Town"

In einem Interview von 1997 sagt Dylan: „I find the religiosity and philosophy in the music … The songs are my lexicon and my prayer book". Es scheint tatsächlich so zu sein, dass in den Songs von Bob Dylan, in den Songs der Populärkultur kleine Mysterienspiele zu Gehör kommen, in denen es um Liebe, um Tod, um Erlösung geht. Indem die Stimme des Sängers den Stimmen der Vielen, den Stimmen längst vergessener Dichter und Songs, den Stimmen unterschiedlicher Ethnien und der Liebenden Gehör verschafft, werden diese dem Fluss der Zeit und der Vergänglichkeit für einen Moment entrissen. Man kann aber auch an Koh 3,11 denken: „Gott hat das alles zu seiner Zeit auf vollkommene Weise getan. Überdies hat er die Ewigkeit in alles hineingelegt, doch ohne dass der Mensch das Tun, das Gott getan hat, von seinem Anfang bis zu seinem Ende wieder finden könnte."

Zum Hören, Sehen und Weiterlesen:

Zu meinen Lieblingsalben von Bob Dylan gehören „Highway 61 Revisited" (1965), „Desire" (1976), „Modern Times" (2006). Sehenswert ist der Dokumentarfilm von Martin Scorsese „No Direction Home" (2005). Zur Lektüre: Heinrich Detering, Bob Dylan, Reclam/Stuttgart 2016; Knut Wenzel, HoboPilgrim, Bob Dylans Reise durch die Nacht, Grünewald/Ostfildern 2011.

Institut für Weltkirche und Mission (IWM)

„Postkolonialismus und Missionstheologie“ – Die IWM-Jahrestagung 2017

Ende März hat in Sankt Georgen die siebte Jahrestagung des IWM stattgefunden, diesmal zum Thema „Postkolonialismus und Missionstheologie“, statt. Die Auseinandersetzung mit Geschichte, Struktur, Spätfolgen und Neuformierungen von Kolonialismus stellt in weltkirchlicher und missionswissenschaftlicher Hinsicht eine zentrale Herausforderung dar: 85 Prozent des Globus hat eine koloniale Vergangenheit; die Wunden dieser Geschichte wirken, wie sich in der vor Kurzem eingereichten Klage der Herero und Nama gegen die Bundesrepublik Deutschland zeigt, bis heute nach. Darüber hinaus stellen Phänomene wie zum Beispiel Landgrabbing, aufgezwungene Freihandelsverträge und die ungleichen Auswirkungen des Klimawandels Formen eines Neokolonialismus dar, der das Zusammenleben von Menschen und Kulturen in der globalen Moderne massiv prägt.

Innerhalb der westlichen (insbesondere der US-amerikanischen) Universitäten hat das Thema Kolonialismus in den vergangenen Jahrzehnten durch die sogenannten „postcolonial studies“ neue Aufmerksamkeit erfahren. Im Zentrum postkolonialer Ansätze steht dabei die Untersuchung des Kolonialismus als ein primär diskursives Phänomen. Die Jahrestagung des IWM stellte die erste Konferenz innerhalb der deutschsprachigen katholischen Theologie dar, die diesen Forschungsansatz zum Gegenstand einer konstruktiven und kritischen Auseinandersetzung machte.

Mit den Beiträgen von Musa Dube (Botswana), Raúl Fornet-Betancourt, Leela Gandhi (USA), Felix Wilfred (Indien) und vielen anderen wurde der Versuch unternommen, der Vielschichtigkeit der Kontexte und theoretischen Bezugspunkte gerecht zu werden, die die theologische Auseinandersetzung mit post- und neo-kolonialen Situationen heute prägen. Die Integration unterschiedlicher disziplinärer und konfessioneller Blickwinkel sowie die Verschränkung von Perspektiven unterschiedlicher geografischer Kontexte machten die Tagung zu einer gleichermaßen interdisziplinären, ökumenischen und interkulturellen Tagung. Drei Workshops boten den Teilnehmenden außerdem die Möglichkeit, sich unter der Leitung von Expertinnen und Experten mit dem Beitrag auseinanderzusetzen, den eine postkolonial inspirierte Theologie für konkrete weltkirchliche Themen (zum Beispiel Entwicklungszusammenarbeit, Migration) zu leisten vermag.

Die Reichhaltigkeit der unterschiedlichen Perspektiven, die Lebendigkeit der Diskussionen und das äußerst positive Echo der großen Teilnehmerzahl lassen es als lohnenswert erscheinen, das Thema innerhalb der deutschsprachigen katholischen Theologie und Kirche weiter zu vertiefen.

Institut für Pastoralpsychologie und Spiritualität und Seminar für Religionspädagogik, Katechetik und Didaktik

Empirische Einblicke: Evaluationsstudie zum Leitbild einer Diözesankurie

Eine Pastoralpsychologie, die sich als eigenständige praktisch-theologische Disziplin und zugleich als eine alle Praktische Theologie durchziehende Perspektive versteht, muss notwendig empirisch ansetzen. Vor diesem Hintergrund stellen Untersuchungen, die der empirischen Erfassung gelebten Glaubens beziehungsweise kirchlicher Praxis dienen, einen eigenen Schwerpunkt des Instituts für Pastoralpsychologie und Spiritualität dar. Seit Januar 2016 zählt zu diesen Projekten eine weitere Evaluationsstudie. Sie wird in Kooperation mit der Bischöflichen Kurie der Diözese Rottenburg-Stuttgart durchgeführt und im Jahr 2018 ihren Abschluss finden. Mit dieser Untersuchung sollen die Arbeitsbedingungen und das Profil der Behörde erhoben werden, wie sie deren Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter sowie „Kundinnen“ und „Kunden“ wahrnehmen. Ein eigener Schwerpunkt liegt auf Perspektiven und Prioritäten, die in dem im Jahr 2002 implementierten Leitbild der Kurie benannt sind. So soll die Studie einerseits Erkenntnisse über die Ausprägungen zentraler psychologischer Arbeitszufriedenheits- und Arbeitsqualitätsmaße bieten. Andererseits soll sie helfen, Rückschlüsse auf Außen- und Innenwahrnehmung der Kurie sowie auf potentielle Optimierungsmöglichkeiten, etwa im Blick auf die Gestaltung von Arbeitsbedingungen oder die Profilierung der untersuchten Behörde, zu ziehen.

Im Zentrum der Untersuchung steht eine Onlinestudie mit zwei Erhebungswellen: Phase 1 gilt den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern, Phase 2 den „Kundinnen“ und „Kunden“. Dem wissenschaftlichen Anspruch der Befragung folgend, stützt sie sich sowohl auf standardisierte Fragebogenverfahren als auch auf frei formulierte Fragen. Deren Auswertung erfolgt teils quantitativ, teils qualitativ. Eine Veröffentlichung der Ergebnisse ist nach Abschluss der Untersuchung vorgesehen.

Hugo von Sankt Viktor-Institut für Quellenkunde des Mittelalters

Ein „Kommentar zu fast allen Fragen“ – und andere neue Editionen

Gerade rechtzeitig zu Weihnachten 2016 ist der zweite Band der kritischen Ausgabe der Werke Hugos von Sankt-Viktor erschienen, den Rainer Berndt SJ und José Luis Narvaja SJ ediert haben. Nach der Edition von Hugos Hauptwerk im Jahre 2008 (*De sacramentis Christiane fidei*) handelt es sich nun um den ersten Band der sogenannten Gilduin-Ausgabe aus den 1140er Jahren. Der Abt Gilduin von Saint-Victor hat gleich nach Hugos Tod (1141) dafür gesorgt, dass die Schriften des Meisters gesammelt und in vier Bänden als die maßgebliche Kopiervorlage in der Abtei verfügbar sind.

In dem seit mehr als zwei Jahren laufenden Editionsvorhaben zu den Werken des Augustinerchorherren Johannes von Toulouse (+ 1659), des Historikers der Pariser Abtei Saint-Victor, befindet sich der erste Band im Druck. Das Werk, das Anette Löffler bearbeitet hat, trägt den Titel *Commentaria rerum pene omnium in domo nostra Victorina – Kommentare zu fast allen Fragen in unserem viktorinischen Haus*. Es behandelt in vier Teilen die Geschichte der Abtei von ihren Anfängen 1113 bis zum Tod des Autors in der Mitte des 17. Jahrhunderts.

Um die Edition des zweiten Werkes des Johannes von Toulouse, mit der Anette Löffler schon begonnen hat, abschließen zu können, hat uns die DFG die beantragte Verlängerung genehmigt. Johannes von Toulouse hat das Werk mit *Congregatio Victorina* betitelt. Es umfasst zwei Teile und stellt die Genese und die Geschichte des Verbandes viktorinischer Häuser in der Zeit vom 12. bis zum 17. Jahrhundert dar. Beide Bände werden im Rahmen unseres Corpus Victorinum erscheinen, in der Reihe der Textus historici.

Karin Ganss bearbeitet weiterhin das einzige erhaltene viktorinische Offiziumslektionar in der Handschrift der Pariser Bibliothèque nationale de France, lat. 14281. Inzwischen hat sie den ersten Teil des ihr vom Deutschen Historischen Institut in Paris gewährten Mobilitätsstipendiums absolviert und integriert ihre Ergebnisse in die laufende Arbeit. Den zweiten Teil dieses Stipendiums plant Karin Ganss für das Wintersemester 2017/18.

Institut Dogmen- und Liturgiegeschichte

Zwei Neuerscheinungen

Bis zum Ende des vergangenen Jahres war Sven Boenneke im Institut freigestellt für die Übersetzung des Großen Stundenbuches der orthodoxen Kirche, das nun bald veröffentlicht werden kann. Christian Trenk stellte das Manuskript für den fünften Band der *Bibliotheca Spiritualis* (311 Seiten) von Hermann Josef Sieben SJ fertig, während Klaus Jena die Drucklegung des dritten Bandes der *Christologie* (490 Seiten) vorbereitete. Beide Bücher erscheinen in diesem Sommersemester in der Reihe *Edition Cardo*. Ferner wird in diesem Semester eine Ausstellung in der Bibliothek mit Faksimilia Spanischer Apokalypsen (Beatus von Liébana) zu sehen sein; Führungen werden angeboten.

Oswald von Nell-Breuning-Institut

Pflegearbeit in Privathaushalten. Eine Frage der Anerkennung. Sozialethische Analysen

Zusammen mit dem Münsteraner Institut für Christliche Sozialwissenschaften führt das Nell-Breuning-Institut ein DFG-Projekt zur Pflegearbeit in Privathaushalten durch. Im Vordergrund stehen hierbei nicht die Pflegequalität und die Autonomieansprüche der Pflegebedürftigen, sondern die Auswirkungen der Pflegearbeit auf die Lebensperspektiven der Pflegenden. Dementsprechend werden die drei in der häuslichen Pflege potenziell tätigen Gruppen untersucht: Das sind die Angehörigen, die in Deutschland bis heute den größten Teil der Pflegearbeit leisten, die Angestellten ambulanter Pflegedienste und migrantische Pflegekräfte, die in den Haushalten leben und rund um die Uhr bereitstehen, um (oft im Rahmen einer Eins zu Eins-Betreuung) Pflegearbeit zu verrichten. Letztere firmieren auch unter dem Begriff „Live-Ins“.

Bei der Analyse der Pflegearbeit in Privathaushalten wird deutlich, dass die klassischen soziologischen Ungleichheitsachsen Geschlecht, Ethnie und ökonomischer Status auch den Privathaushalt durchziehen. Dabei zeigt sich, dass der Rückgriff auf prekär beschäftigte, aus Mittel- und Osteuropa stammende Frauen, deren ökonomischer Status weniger privilegiert ist, dazu beiträgt, die nach wie vor hochfeminisierten Sorgearbeitsverhältnisse in Deutschland zu stabilisieren und Geschlechterstereotype zu perpetuieren.

Neben den – je nach Gruppe der Pflegenden – variierenden Abhängigkeitsverhältnissen und Machtasymmetrien, die mit der (Erwerbs-)Arbeit in deutschen Privathaushalten verbunden sind, gerät die Frage in den Blick, wie andere europäische Staaten die Pflegearbeit organisieren und – über Anreize und/oder Regulierungen – steuern.

Wie kann in Zukunft die Deckung der Pflegebedarfe organisiert werden, wenn geburtenstarke Jahrgänge mit Singles und „Dinks“ („double income, no kids“) pflegebedürftig werden? Welche Rolle spielen stationäre Einrichtungen bei der Organisation der Pflegearbeit? Welche Voraussetzungen müssen erfüllt sein, damit Angehörige gute Pflegearbeit leisten können? Wie kommt man zu fairen Beschäftigungsverhältnissen in Privathaushalten? Welche Organisationsformen der Pflege sind als gerecht zu bezeichnen, welche als ungerecht? All diesen Fragen gehen wir in dem Forschungsprojekt nach und versuchen, Antworten zu finden.

Wohin aber gehen wir
ohne sorge sei ohne sorge
wenn es dunkel und wenn es kalt wird
sei ohne sorge
aber
mit musik

was sollen wir tun
heiter und mit musik
und denken
heiter
angesichts eines Endes
mit musik

und wohin tragen wir
am besten
unsre Fragen und den Schauer aller Jahre
in die Traumwäscherei ohne sorge sei ohne sorge
was aber geschieht
am besten

wenn Totenstille

eintritt

Ingeborg Bachmann: Reklame

© dazb75 - fotolia.com

„Ich wollte immer dort wohnen, wo man Moin sagt“

Die Journalistin Bärbel Fening über die Liebe zum Norden, den seriösen Journalismus in England und einen schwimmenden Müllschlucker

A

Alumni berichten

Sie haben in Sankt Georgen Philosophie und Theologie studiert. Was hat Sie in dieser Zeit besonders geprägt?
Was ich an Sankt Georgen schon damals sehr geschätzt habe, war die kleine heile Welt am Rande der Stadt. Es gab in Sankt Georgen eine unkomplizierte Nähe zwischen den Professoren und uns Studierenden. Dabei ging es nicht nur um die hervorragende Wissensvermittlung, sondern natürlich immer auch um den gelebten Glauben. Wir sahen die Patres in den Vorlesungen und Seminaren, in der Bibliothek, in der Kommunitätsmesse oder auch bei den Externenmessen. HaLu Ollig, Pater Beutler, Pater Engel, Pater Köster hatten immer ein offenes Ohr und haben mir wegweisende Ratschläge gegeben.
Ich habe die klaren Strukturen geliebt, die ignatianische Disziplin, den geregelten Tagesablauf: Vorlesung, Bibliothek, Mittagessen, eine Runde durch den wunderbaren Park, Bibliothek, Seminar. Sankt Georgen, das war für mich nicht nur der Ort, an dem ich studierte – nein, es war in den Jahren mein Zuhause – zumindest tagsüber.

Gibt es Sankt Georgen-Erfahrungen, auf die Sie in ihrem beruflichen Alltag zurückgreifen können?
Ich arbeite nach wie vor sehr strukturiert und diszipliniert – das hängt sicher mit der Prägung in Sankt Georgen zusammen. Darüberhinaus bin ich fest davon überzeugt, dass die ganzheitliche theologische Ausbildung in Sankt Georgen einen ganz großen Einfluss auf die Art und Weise hat, wie ich heute lebe und arbeite. Gerade auch bei Dreharbeiten kommt es darauf an, bei laufender Kamera nah an die Menschen ranzukommen, intensive Gespräche zu führen und somit authentische Protagonisten zu haben. Dass mir dies immer wieder gelingt, hängt für mich mit der „Theologin in mir“ zusammen.

Warum sind Sie nach dem Philosophie- und Theologie- und Anglistikstudium zum Journalismus übergegangen?
Im Laufe des Studiums hatte ich irgendwann das Gefühl, noch ein zweites Standbein zu benötigen und habe dann mit dem Anglistikstudium angefangen. Das erwies sich praktisch aber als sehr schwierig, da die räumliche Entfernung zur Frankfurter Uni zu groß war und ich mit Herzblut Theologie studiert habe.
Während des Referendariates in Sankt Hildegard in Bremen hatte ich den normalen Aufgabenbereich einer Pastoralreferentin: Erstkommunion- und Firmvorbereitung, außerschulischen Religionsunterricht, Frauengruppen, Sommerfreizeiten, Kinder- und Jugendgottesdienste. Der Pfarrer von Sankt Hildegard, Ansgar Lüttel, war damals auch Rundfunkbeauftragter bei Radio Bremen. Dies sollte auch mein kategorialer Schwerpunkt sein – deshalb begleitete ich ihn regelmäßig zur Aufzeichnung von Morgenandachten (kurz& gut) und habe bei Gottesdienstübertragungen im Ü-Wagen gesessen. Dort war es um mich geschehen. Ich habe das Referendariat abgeschlossen und direkt im Anschluss daran in Hannover ein Aufbaustudium Journalistik begonnen.

Sie waren viel im Ausland unterwegs, wie kam es zu der Entscheidung, in den Norden zurückzukehren? Was bedeutet Heimat?
Ich reise gerne, habe die Zeit bei der BBC in London, bei DVD Films in Vancouver und KTVU, einem Fernsehsender in Oakland/San Francisco geliebt, das war von vornherein nur als Auslandsjahr gegen Ende des Aufbaustudiums geplant. Ich wollte immer zurück in die Heimat, in den Norden, wollte dort wohnen, wo man „Moin“ sagt, wo Möwen fliegen und frischer Wind weht. Das war in Hannover noch nicht ganz der Fall, inzwischen wohne ich in Hamburg und bin in dieser Hinsicht ganz glücklich.

Wie unterscheidet sich deutschsprachiger von englischsprachigem Journalismus?
Der größere Unterschied ist der Unterschied zwischen englischem und amerikanischem Journalismus, der mich während meiner Zeit im Ausland sehr erstaunt hat. Während es bei der BBC guten, seriösen Journalismus gab, in der keine Nachricht herausgegeben wurde, für die es nicht mindestens zwei Quellen gab, ging es bei meinem amerikanischen Fernsehsender stets nur darum, als Erster mit einer Meldung rauszukommen. Nachbessern konnte man ja immer noch.

Foto: Bärbel Fening

Zur Person
Bärbel Fening studierte von 1985 bis 1991 Theologie in Sankt Georgen und Anglistik an der Goethe-Universität in Frankfurt; ergänzt durch ein Freisemester an der LMU München. Anknüpfend an das Studium absolvierte sie von 1991 bis 1994 ein Referendariat zur Pastoralreferentin in Sankt Hildegard in Bremen. Nach ersten Erfahrungen im Bereich Rundfunk und Medien im Zuge des Referendariats folgte von 1994 bis 1998 ein Aufbaustudium Journalistik in Hannover, an das sich Aufenthalte in England, Kanada und den USA anschließen sollten. Seit 1996 ist sie als freie Mitarbeiterin, Moderatorin und Filmemacherin beim NDR tätig und unter anderem für die Formate Hallo Niedersachsen, ARD-aktuell, Nordtour, Nordseereport und Nordreportage zuständig. Bärbel Fening lebt mit ihrem Ehemann und drei Kindern in Hamburg.

Schon Ende der 1990er-Jahre hingen dort in der Redaktion 30 Monitore unter der Decke, auf denen die Konkurrenz beobachtet wurde.

Sie sind seit mehr als 20 Jahren Journalistin. Wie hat sich der Journalismus in ihren Augen in diesen Jahren verändert?
Das ganze Leben ist schneller geworden, der Journalismus auch. Die rasante technische Entwicklung, das Internet, die sozialen Medien haben unseren Beruf enorm verändert – diese Veränderung betrifft nicht nur die Produktionsbedingungen, sondern auch den Stellenwert des guten Journalismus. Er ist in meinen Augen noch viel bedeutsamer geworden. Gerade in dieser Zeit, in der jedes Ereignis sofort von jedem in den sozialen Medien gepostet und damit in die Welt hinausposaunt werden kann, spielt die Sorgfaltspflicht für Nachrichtenjournalisten eine besondere Rolle.

Was ist der genuine Auftrag von Journalisten?
Journalisten berichten neutral und objektiv über Ereignisse, die passieren. Sie sind der Wahrheit verpflichtet, recherchieren sorgfältig, sammeln Fakten und bereiten diese so auf, dass der Leser oder Zuschauer sich eine eigene Meinung bilden kann.

In Ihrem Beruf sprechen Sie alltäglich mit Menschen. Wie meistern Sie die Herausforderung, sich Meinungen auszusetzen, die sie selbst nicht vertreten oder sogar ablehnen?
Als aktuelle Reporterin für Hallo Niedersachsen, für die Tagesschau und die Tagesthemen kam so etwas durchaus vor. Dann galt es ganz besonders neutral zu sein, sich auf die Fakten zu konzentrieren und sachlich zu berichten.
Inzwischen arbeite ich nicht mehr für tagesaktuelle Sendungen, sondern für andere Redaktionen des NDR Fernsehens. Ich moderiere das norddeutsche Reisemagazin Nordtour (samstags 18 Uhr im NDR Fernsehen) und drehe Filme für die Nordtour und den Nordseereport (einmal monatlich sonntags um 18 Uhr im NDR Fernsehen) und die Nordreportage (montags um 18:15 Uhr). Bei diesen Drehs gibt es keine politische Brisanz. Vielmehr handelt es sich um Ausflugstipps oder Lebensgeschichten von Menschen am Meer. Sicher ist auch hier so manches Mal Toleranz gefragt, aber nicht mehr als im alltäglichen menschlichen Zusammenleben auch.

Welches Thema würden Sie gerne realisieren, auch wenn Sie dafür keinen Sendeplatz bekämen?
Fernsehproduktionen sind mit einem so extrem hohen Kostenaufwand verbunden, dass die Reihenfolge anders herum ist. Als freie Mitarbeiterin biete ich den Redaktionen Themen an. Wenn ein Thema eingekauft wird, also ein Sendeplatz und somit die Finanzierung gesichert ist, geht es an konkrete Planung des Drehs.
Ich liebe die Nordsee und recherchiere mit Leidenschaft immer neue Geschichten für die Nordtour, den Nordseereport und für die Nordreportagen, das sind dreizigminütige Reportagen. Im Winter habe ich dafür mehrere Tage auf der ostfriesischen Insel Wangerooge gedreht, wo nach heftigen Winterstürmen immer viel Munition angespült wird, denn am Boden der Nordsee schlummern davon noch immer noch 1,3 Millionen Tonnen. Wir haben einen Munitionssucher tagelang bei seiner Arbeit am kalten, windigen Nordseestrand begleitet. Die halbstündige Reportage wird im nächsten Winter im NDR Fernsehen ausgestrahlt. Für den Nordseereport war ich gerade an Bord der Mayview Maersk, das ist eines der größten Containerschiffe der Welt. Zusammen mit einem Kamerateam bin ich von Bremerhaven bis nach Hamburg mitgefahren, das hat mich schwer beeindruckt. In Rotterdam habe ich einen Mann getroffen, der den Waste Shark erfunden hat, einen autonomen schwimmenden Müllschlucker, der in Hafenbecken eingesetzt werden kann, um Plastikmüll aufzunehmen. Das Gerät ist in der Testphase, es gibt aber bereits jetzt internationales Interesse. Für die Nordtour war ich auf Spiekeroog, habe gedreht, was sich bei einem Ausflug auf die kleine ostfriesische Nordseeinsel lohnt. Ganz unterschiedliche Themen, die aber eines gemeinsam haben: Die Nordsee, das Weltnaturerbe Wattenmeer. Ich bin weiter auf der Suche nach neuen Geschichten in diesem einzigartigen Lebensraum.

Die Fragen stellten Isabella Senghor und Florian Volm.

Frankfurter Volksbank
Börsenstraße 7-11, 60313 Frankfurt am Main
Telefon 069 2172-0

Sorgt euch!

Über den Vorteil der Sorge

Worte zur Zeit

HEINRICH WATZKA SJ
Oberer der Jesuitenkommunität Sankt Georgen,
Professor für Philosophie

Selten wurde die Sorge so beredt und einfühlsam beschrieben wie in Goethes Faust, der Tragödie zweiter Teil, 5. Akt. Der achtzigjährige Faust steht am Ende eines langen, bewegten Lebens, als ihm die personifizierte Sorge auflauert. Er hat sie zeit seines Lebens nicht gekannt. Er ist auch jetzt nicht gewillt, ihr Macht über sein Fühlen und Denken einzuräumen. Mit Mephistos Hilfe hat er stets bekommen, was er wollte. Er hat Gretchen geschwängert, mit Helena geschlafen, die Finanzen des Kaisers durch die Erfindung des Papiergelds saniert, dem Meer das Wattland abgetrotzt und durch Deiche befriedet, Philemon und Baucis, die sich gegen den Verkauf ihres Grundstücks sperrten, aus dem Weg räumen lassen. „Hast du die Sorge nie gekannt?“, fragt ihn die personifizierte Sorge ungläubig. Faust verrät ihr sein Geheimnis: „Ich bin nur durch die Welt gerannt; ein jed‘ Gelüst ergriff ich bei den Haaren, was nicht genügte, ließ ich fahren, was mir entwischte, ließ ich ziehn.“ Auf seiner Jagd nach Abenteuern und Vergnügungen kannte er keine Grenzen. Noch als Hundertjähriger sehnt er den Augenblick herbei, zu dem er sagen könnte: „Verweile doch, du bist so schön!“ Er macht aus seiner Diesseitsorientierung keinen Hehl: „Nach drüben ist die Aussicht uns verrannt; Tor, wer dorthin die Augen blinzelnd richtet, sich über Wolken seinesgleichen dichtet! […] Was braucht er in die Ewigkeit zu schweifen! Was er erkennt, lässt sich ergreifen.“ Faust lebt im Augenblick und für den Augenblick, er braucht die Tat, die seine gesamte Aufmerksamkeit absorbiert. Um die Sorge abzuschütteln, stürzt er sich in das nächste Projekt. Bereits erblindet, merkt er nicht, dass die Lemuren, die unter Mephistos Befehl graben, keineswegs den Kanal zur Entwässerung des Sumpflands anlegen, sondern ihm das Grab schaufeln.

Ist Faust der Prototyp des titanischen Menschen, der seinen Impulsen und Eingebungen folgt, ohne darauf zu achten, was morgen sein wird? Der Sorgenvolle ist im Geist bei dem, was kommt, nie bei dem, was ist: „Sei es Wonne, sei es Plage, schieb er’s zu dem andern Tage, ist der Zukunft nur gewärtig, und so wird er niemals fertig“, so die personifizierte Sorge in Goethes Faust. In Martin Heideggers frühem Hauptwerk *Sein und Zeit* (1927) ist hingegen der Zusammenhang von Sein, Zeit und Sorge das Generalthema, wobei er peinlichst darauf bedacht

„Nicht nur das besorgte Verfallen- und Ausgeliefertsein an die Welt, auch das Freisein für seine eigensten Möglichkeiten ist eine Leistung der Sorge.“

ist, das vulgäre Verständnis der Zeit als einer endlosen, nichtumkehrbaren Jetztfolge zugunsten einer ekstatischen Auslegung zu überwinden. Wenn wir Menschen ehrlich sind, erfahren wir die Zeit nicht als eine ununterbrochene und lückenlose Jetztfolge, gleichsam als Bild der Ewigkeit, vielmehr als etwas, das uns entgleitet und vergeht. Dabei vergeht nicht die Zeit „an sich“. Wir sind es, die vergehen. Die Rede von der „Flüchtigkeit der Zeit“ verdeckt unsere Endlichkeit als „Sein zum Tode“. Der Tod ist nicht irgendein Ereignis am Ende unseres Lebens, das uns nichts angeht, weil „er nicht ist, wenn wir sind, und wir nicht mehr sind, wenn er ist“ (Epikur). Er ist vielmehr „ausgezeichneter Bevorstand“ (*Sein und Zeit* § 50). Im Tod kommt die eigenste, unüberholbare Möglichkeit unseres Daseins auf uns zu. Nichts ist gewisser als der eigene Tod. Wir haben einen Sinn für Gegenwärtiges und Vergangenes, weil im Tod die eigene Zukunft auf uns zukommt. Das Vorlaufen auf den eigenen Tod macht unser Dasein zukünftig. Wir sind uns unweigerlich „vorweg“ bei unseren zukünftigen Möglichkeiten. Heidegger nennt dies die „Sorgestruktur“ des Daseins. „Der Ausdruck [Sorge] hat nichts zu tun mit ›Mühsal‹, ›Trübsinn‹ und ›Lebenssorge‹, die ontisch in jedem Dasein vorfindbar sind. Dergleichen ist nur ontisch möglich ebenso wie ›Sorglosigkeit‹ und ›Heiterkeit‹, weil Dasein ontologisch verstanden Sorge ist“ (§ 12). Fausts Weigerung, der Sorge nachzugeben, vollzieht sich nicht vor dem Hintergrund der Ewigkeit, sondern vielmehr dem

„Nichts ist gewisser als der eigene Tod“ Illustration: Elke Teuber-S.

der Sorge selbst. Sie ist als Flucht vor der eigenen Endlichkeit zu interpretieren. Heidegger macht weiterhin darauf aufmerksam, dass Sorge, lateinisch „cura“, neben der Bedeutung „ängstliche Bemühung“ auch die Bedeutung „Sorgfalt“, „Hingabe“ hat. Nicht nur das besorgte Verfallen- und Ausgeliefertsein an die Welt – „Was sollen wir essen? Was sollen wir trinken? Was sollen wir anziehen?“ (Mt 6,31) –, auch das „Freisein für seine eigensten Möglichkeiten“ ist eine Leistung der Sorge (§ 42).

Als vorontologischen Beleg für seine existenzial-ontologische These zieht Heidegger ausgerechnet jene antike Fabel heran, die Goethe von Herder übernahm und für den zweiten Teil seines Faust bearbeitete. Der Inhalt sei hier kurz wiedergegeben. Einst formte die Sorge den Menschen aus tonhaltiger Erde und bat Jupiter, ihrem Gebilde den Geist einzuhauchen, was dieser auch tat. Dabei kam es zum Streit über die richtige Benennung des Menschen. Sollte er „Erde“ (Tellus) heißen, weil er von der Erde genommen war, oder „Geist“, weil Jupiter diesen verlieh? Die Streitenden nahmen Saturn zum Richter, der entschied, dass Jupiter nach dem Tod des Menschen den Geist, die Erde den Körper zurückerhalten solle. Weil aber die Sorge zuerst den Menschen gebildet habe, möge sie ihn besitzen, solange er lebe. Was den Namen betrifft, möge er „homo“ heißen, da er aus „humus“ (Erde) gemacht ist. Heidegger liest Folgendes aus der Fabel heraus: „Dieses Seiende hat den ›Ursprung‹ seines Seins in der Sorge. […] Das Seiende wird von diesem Ursprung nicht entlassen, sondern festgehalten. […] Den Namen (homo) erhält dieses Seiende nicht mit Rücksicht auf sein Sein, sondern in bezug auf darauf, woraus es besteht (humus). Worin das ›ursprüngliche‹ Sein dieses Gebildes zu sehen sei, darüber steht die Entscheidung bei Saturnus, der ›Zeit‹.“ (§ 42)

Heidegger thematisiert als „ausgezeichneten Bevorstand“ den Tod. Christliche Existenz ist nicht allein zwischen Geburt und Tod ausgespannt, sondern ebenso zwischen dem ersten und dem zweiten Kommen Christi. Es gibt also auch eine recht verstandene Sorge, die Christinnen und Christen gut ansteht. „Sorgt euch nicht um euer Leben und darum, dass ihr etwas zu essen habt, noch um euren Leib und darum, dass ihr etwas anzuziehen habt. […] Um all das geht es den Heiden. Euer himmlischer Vater weiß, dass ihr all das braucht. Euch muss es zuerst um sein Reich und seine Gerechtigkeit gehen; dann wird euch alles andere dazugegeben“ (Mt 6,25.33).

PD Dr. Stephan Herzberg zum Professor ernannt

Der Generalobere der Gesellschaft Jesu, Arturo Sosa Abascal SJ, hat in seiner Eigenschaft als Großkanzler der Philosophisch-Theologischen Hochschule Sankt Georgen mit Schreiben vom 1. März 2017 Stephan Herzberg zum Professor für Philosophie ernannt. Der Ernennung ging die Wahl zum Professor durch die Hochschulkonferenz am 10. Juni 2016 voraus.

Prof. Dr. Karl Frielingsdorf SJ †

Am 25. Mai 2017 ist Prof. Dr. Karl Frielingsdorf SJ an Leukämie gestorben. Karl Frielingsdorf wurde am 23. Februar 1933 geboren, er war lange Jahre Professor der Hochschule Sankt Georgen und weit geschätzter geistlicher und therapeutischer Begleiter und Seelsorger. Pater Frielingsdorf studierte nach der philosophisch-theologischen Grundausbildung in Paris am Institut Catéchétique und am Institut de psychologie pastorale, in Innsbruck und München am Katechetischen Institut der Universität und in Frankfurt am Sigmund-Freud-Institut. 1969 promovierte er in Trier und Bonn mit einer Arbeit über „Die Gotteslehre in den Katechismen der Aufklärungszeit“, die unter dem Titel *Auf dem Weg zu einem neuen Gottesverständnis* veröffentlich wurde. 1972 wurde Pater Frielingsdorf in Sankt Georgen habilitiert für die Fächer Religionspädagogik und Pastoralpsychologie. Die Habilitationsschrift behandelte „gruppendynamische Aspekte der Religionspädagogik und des Theologiestudiums“. Sie wurde publiziert unter dem Titel: *Lernen in Gruppen.* Seit 1974 war Pater Frielingsdorf Professor für Religionspädagogik und Pastoralpsychologie an der Philosophisch-Theologischen Hochschule Sankt Georgen. Zwischen 1975 und 1985 übernahm Pater Frielingsdorf auch Lehraufträge an der Universität Frankfurt und der Päpstlichen Universität Gregoriana in Rom (mit dem Schwerpunkt Pastoralpsychologie). Pater Frielingsdorf wurde am 2. Juni 2017 auf dem Südfriedhof in Frankfurt-Sachsenhausen beigesetzt.

Rhein-Main-Exegesetreffen

Am Samstag, 20. Mai 2017, fand in den Räumen der Hochschule das 139. Rhein-Main-Exegesetreffen statt, zu dem katholische und evangelische Alt- und Neutestamentler von Marburg bis Tübingen seit über 40 Jahren dreimal jährlich zusammenkommen. Dr. Antonio Portalatín, Frankfurt/M.: referierte über das Thema „Können moderne Parabeln uns helfen, biblische Parabeln besser zu verstehen? Biblische Parabeltheorie aus intertextueller Sicht“. Das Korreferat hielt Prof. Dr. Ruben Zimmermann, Mainz. www.rhein-main-exeg.de

Das Projekt des Lexikons für Kirchen- und Religionsrecht ist gestartet

Aufgrund der kirchlichen und gesellschaftlichen Veränderungen in den letzten Jahren stehen das Kirchen- und das Religionsrecht vor großen Herausforderungen und Modifikationen. Daher nehmen die Herausgeber Michael Droege (Tübingen), Heinrich de Wall (Erlangen-Nürnberg), Heribert Hallermann (Würzburg) und Thomas Meckel (Frankfurt) die Arbeit an einem neuen Lexikon für Kirchen- und Religionsrecht (LKRR) in Angriff. Die Redaktion des Lexikons befindet sich am Lehrstuhl für Kirchenrecht in Sankt Georgen. Ziel des Projektes ist es, den Nutzern fundierte Orientierung und Informationen auf dem neuesten Stand der Forschung zum geschichtlich gewachsenen geltenden eigenen Recht der Kirchen und Religionsgemeinschaften und zu deren rechtlichen Verhältnissen zum Staat zu liefern. Neben den Bereichen des staatlichen Rechts und des Religionsrechts umfasst das LKRR katholisches, evangelisches, orthodoxes, jüdisches und islamisches Recht. Durch diese übergreifende Perspektive trägt das Projekt seinen Teil zur Intensivierung des interreligiösen Dialogs bei. Veröffentlicht wird das LKRR in vier Bänden, sowohl in einer Printausgabe als auch in einer Online-Version. Weitere Informationen zum LKRR erhalten Sie unter www.sankt-georgen.de/hochschule/forschungsprojekte/lkrr

Langjähriger Generaloberer des Jesuitenordens verstorben

Am 26. November 2016 starb im Alter von 88 Jahren in Beirut Peter-Hans Kolvenbach SJ, der von 1983 bis 2008 der Generalobere der Gesellschaft Jesu und in dieser Eigenschaft auch Großkanzler unserer Hochschule war. Pater Kolvenbach wurde am 30. November 1928 in Druten bei Nimwegen geboren und trat am 7. September 1948 in die Gesellschaft Jesu ein.
1958 kam er zum Studium in den Libanon, empfing dort die Priesterweihe und spezialisierte sich auf orientalische Sprachen.
Am 13. September 1983 wurde Pater Kolvenbach von der 33. Generalkongregation schon im ersten Wahlgang zum Nachfolger des damals schwer kranken Basken Pedro Arrupe gewählt. Als Generaloberer leitete Kolvenbach 25 Jahre lang den Orden mit Weitsicht. 2006 bat Pater Kolvenbach den Papst um Erlaubnis zum Rücktritt vom Amt des Generaloberen. Anfang 2008 nahm die 35. Generalkongregation der Gesellschaft Jesu den Rücktritt an und wählte Adolfo Nicolás SJ zu seinem Nachfolger, der inzwischen ebenfalls zurückgetreten ist. Vor wenigen Wochen bestimmte die 36. Generalkongregation den Venezolaner Arturo Sosa Abascal SJ zum neuen Generaloberen.

Förderpreisverleihung 2016

Jedes Jahr werden die besten Diplom-, Bachelor- und Magisterarbeiten aus jeder Fächergruppe und die mit 1,0 bewerteten Arbeiten durch den Freundeskreis mit einem Förderpreis von 1000 Euro ausgezeichnet. Das Auswahlgremium, bestehend aus vier Professoren der Hochschule Sankt Georgen und dem Dekan der Goethe-Universität, hat folgende Arbeiten und Studierenden ausgewählt, denen in einem feierlichen Akt am 18. Januar 2017 der Förderpreis 2016 überreicht wurde:

Sr. Maura (Eva Zátonyi)
„Im Gefolge des hl. Martin. Historisch-theologische Studie über eine Handschrift der Pariser Abtei Saint-Victor.“

Vincent Jünger
„Ausgewählte theologische Leitsätze des ‚munus sanctificandi‘ in der kirchlichen Rechtsordnung.“

Åke Wahlberg
„Der Blick von irgendwo. Zum Verhältnis von Tradition und Rationalität in der Philosophie Alasdair MacIntyres und Hans-Georg Gadamers.“

Die Eröffnungs- und Begrüßungsrede hielt der Vorsitzende des Freundeskreises Herr Peter Lückemeier. Prof. Dr. Rainer Berndt SJ würdigte anschließend die einzelnen Arbeiten.

Fotos: Christan Trenk

JUBILARE

15. Juli 2017: Friedhelm Hengsbach SJ (80 J.)
09. November 2017: Medard Kehl SJ (70 J.)

Wenn es schön werden muss...

GENTES & HEINZ
• Polsterwerkstatt
• Dekorationswerkstatt
• Raumausstattung

ANNE-ROSE HEINZ
Raumausstattermeisterin
Offenbacher Landstr. 237
60599 Frankfurt am Main
Tel.: 069-65 24 83
Fax: 069-65 54 05

Unsere Kompetenz für ihre Gesundheit:

Susanne Jester
Raben Apotheke
Schweizer Str. 55 | 60594 Frankfurt/M.
Telefon: (069) 62 14 14 | Telefax: (069) 61 09 21 21
Öffnungszeiten: Mo-Fr: 08:00-19:00 Uhr, Sa: 08:30-14:00 Uhr

Susanne Jester
Hortus Apotheke
Offenbacher Landstraße 299 | 60599 Frankfurt/M-Oberrad
Telefon: (069) 65 36 5 | Telefax: (069) 65 62 28
Öffnungszeiten:
Mo-Fr: 07:30-13:00 Uhr & 14:00-18:30 Uhr,
Sa: 08:30-13:00 Uhr

Zuhören | Beraten | Helfen

Sorgt euch nicht?!? Oder doch?

Sorge um Menschen mit Sorgen

SR. BEATE GLANIA
Geistliche Mentorin in Sankt Georgen

Menschen haben Sorgen. Das kennen wir nur zu gut. Immer wieder sorge ich mich um Menschen in meiner Familie, in meiner Gemeinschaft oder in meinem Umfeld, um deren Schwierigkeiten oder Probleme ich weiß. Oder ich sorge mich um mich selbst, ob ich eine Aufgabe rechtzeitig und gut bewältigen kann, um eine Beziehung, um das Gelingen eines anstehenden herausfordernden Termins oder einer Prüfung, um die eigene Gesundheit, um genügend Zeit für mich und meine Freundschaften. Und ich sorge mich um Frieden im Kleinen und im Großen. Vieles ließe sich hinzufügen. Ja, es fällt sehr schwer, das Sorgen zu lassen.

Wohin mit meinen eigenen Sorgen?
Wenn ich merke, dass ich in einer Sorgenschleife bin und mir eine Situation wieder und wieder in den Sinn kommt, hilft es mir, diese bewusst mit Gott in Berührung zu bringen. Wenn mir spontan in den Sinn kommt ‚Ach mein Gott, muss das jetzt sein?' kann ich auch fragen: ‚Was willst Du, Gott, mir damit sagen?'

Es kann mir guttun, mir dann einen Moment Zeit zu nehmen, meine Sorgen bewusst Gott zu überlassen und zu schauen, wie mein besorgtes Herz leichter werden kann. Manchmal hilft es mir, ein Gebet zu schreiben, bewusst die Sorgen aus mir herauszuschreiben. Oft ist es Erleichterung, Gottes Spur in der Wirklichkeit nachzugehen und Seine Botschaft aus dem, worum meine Gedanken sorgenvoll kreisen, herauszuhören. Denn: „Gott umarmt uns mit der Wirklichkeit", sagt Alfred Delp. Gott in der Wirklichkeit der Alltagssorgen zu suchen ist spannend und bringt oft überraschende Wendungen. Es kann wie ein Geschenk sein, mitten in den Sorgen dem tragenden Grund Gott zu vertrauen und manchmal auch zu spüren, dass dieser Boden alle und alles hält. So kann ich zurückfinden zum Glauben, dass ich und die, um die ich mich sorge, in Gottes Blick sind, dass Gott meine Ohnmacht hier kennt. Diese Erfahrung kann mich wieder neu für die Realität und Gegenwart, so wie sie ist und wie Gott in ihr ist, öffnen.

Wenn Menschen das Gespräch oder Hilfe suchen
Es ist ein Ausdruck von Vertrauen und manchmal auch von Mut, wenn Menschen es wagen, ihre persönlichen Sorgen mit anderen zu teilen.

Was hilft nun im Kontakt, im Gespräch oder der Begleitung von Menschen, die mit ihren Sorgen kommen? So einfach es scheint, so schwierig kann es sein, den Menschen, die besorgt sind, schlicht zuzuhören. Zuhören ist eine Kunst, die Platz für die andere Person macht, die „Inter-esse" zeigt, also „Dazwischen-sein" oder „Dabei-sein" mit Aufmerksamkeit und Anteilnahme. Das ist ein echter Dienst. Heilsam zuhören kann nur jemand, der oder die von sich selbst und den eigenen Vorstellungen absehen kann.

Manchmal ist es wie ein Wunder: Eine Sorge wird geteilt, und im Prozess des Zuhörens und Eingehens darauf kommt es zu einem neuen Blick. Der anderen Person wird es leicht ums Herz, denn das Problem sieht nun anders aus. Schwieriger ist es mit Sorgen, die lange anhalten und nicht einfach zu „lösen" sind,

„Gott in der Wirklichkeit der Alltagssorgen zu suchen bringt oft überraschende Wendungen."

wo Ohnmacht im Raum ist und Schweres bleibt. In solchen Sorgen erfahren wir uns als verwundet. Eine Lösung im Sinne von Wiederherstellung zurück in den „alten" leichteren Zustand ist hier nicht möglich. Sorgen und Verwundungen, die weiterhin Teil unseres Lebens bleiben, bedürfen einer Heilung, die die Verwundungen nicht übergeht. Nur so kann es zu einer Lösung kommen. Heilung schließt nicht aus, dass ich noch an einer Sorge, Belastung oder einer Wunde leide; vielmehr gilt es zu lernen, damit so zu leben, dass ich sie als ein Bestandteil in mein Leben integriere, dass sie zu mir gehört. Ganzheit schließt Gebrochenheit ein.

Jedes Problem, jede Sorge, jede Wunde hat eine Botschaft in Bezug darauf, was mangelt und in Bezug darauf, was ich mir wünsche. Im Gespräch hilft es, zusammen mit dem Gegenüber die Botschaft des

© dubova - fotolia.com

Problems oder der Verletzung langsam verstehen zu lernen. Dann können wir gemeinsam neu lernen, was das Leben mit den gegebenen Umständen fördern, nähren und schützen würde, was dem Leben mehr Raum zur Entfaltung gäbe. Dies ist ein Prozess, der viel Zeit und Energie in Anspruch nimmt, denn in uns ist zunächst viel Widerstand gegen jedwede Änderung, auch wenn wir sie uns noch so sehr wünschen. Wir wollen das, was uns sorgt, verletzt hat oder weh tut, schützen – aus Furcht, dass uns, wenn es offen liegt, Ähnliches wieder passiert. Es kostet Mut, ehrlich hinzuschauen auf das, was unser Leben beeinträchtigt. Der Weg solcher ehrlichen Auseinandersetzung, Bearbeitung und Heilung ist nicht vorgezeichnet und sieht bei jedem und jeder anders aus.

Mit schweren Sorgen kann ein Mensch sich sehr allein fühlen. Ein Begleiter oder eine Begleiterin kann zwar mitgehen, kann auf Gott verweisen, der da ist und Kraft schenkt, doch gehen muss eine Person den Weg selbst. Begleiterinnen und Begleiter sind wichtig, um ihnen beizustehen, Mut zuzusprechen, zum Vertrauen einzuladen und Hilfestellung und Halt zu geben. Hier stützt der Glaube, dass wir letztlich gehalten und geborgen sind von Gott, der selbst schlimme Erfahrungen umfängt. Gerade wenn das Gefühl uns vielleicht sagt: „Nein, ich bin allein", dann ist es gut, wenn andere uns von außen ermutigen, jenseits dieses Gefühls Gott zu vertrauen.

Wir sind eingeladen, uns Gott mit allen Sorgenfacetten zu zeigen: mit unserer Ohnmacht, unserer Wut, unserer Trauer, unserem Schmerz und mit unserer leisen Hoffnung, unserer vorsichtigen Freude, unserer Liebe. Dieses Beten aus ganzem Herzen und mit ganzer Seele ist heilsam, baut auf unsere Realität auf und darauf, wie es wirklich um uns steht. Gott wird ein solches Gebet auf Seine Weise beantworten: Denn sobald ein Mensch bereit ist, das, was ihn sorgt und bewegt, anzuschauen und eigene auch unbequeme Fragen in Gottes Licht zu betrachten, taucht Unterstützendes auf: Menschen, die ermutigen, ein Buch, das hilft, oder Situationen, die sich neu puzzeln.

Wenn wir Menschen mit Sorgen begleiten wollen

Wenn wir uns ehrlichen Herzens auf besorgte Menschen und schwierige Situationen einlassen, werden diese uns als Begleitende auch nicht unberührt lassen. Folgende Aspekte können hilfreich sein, wenn wir Menschen in ihren Sorgen begleiten wollen:

- Wer andere begleitet, sollte bei sich selbst zu Hause sein können; Begleitende kennen ja auch selbst die Tendenz, um eigene Sorgen zu kreisen oder vor der Auseinandersetzung mit ihnen zu flüchten. So ist es wichtig, sich mit den eigenen Schwierigkeiten und Verwundungen auseinandergesetzt zu haben und es weiterhin zu tun. Eigene Erfahrungen mit Schmerz und Sorge lassen Begleitende, ohne dass sie darüber reden, den Menschen heilsam nah und hilfreich sein. Es hilft also, wenn Begleitende die Abgründe und Strudel ihres eigenen Lebens kennen, dazu ihre Stärken und Fallen. Das lässt sie wie Bruder und Schwester sein, ausgesetzt den Realitäten des Lebens.
- Begleiterinnen und Begleiter geben letztlich keine Antworten oder Lösungen. Vielmehr geht es ihnen darum, Menschen zu ihrem persönlichen Umgang mit dem, was ihnen Sorgen bereitet, zu begleiten und zum Vertrauen in Gott einzuladen, der will, dass wir leben.
- Begleitende vertrauen auf das Potenzial, das Gott in jeden Menschen hineingelegt hat. Sie bauen darauf, dass Gott die anderen wie sie selbst schon immer so gesehen hat, wie sie wirklich sind, und sie annimmt und bedingungslos liebt.
- Wer begleiten will, braucht Empathie, um jemandem persönliche Aufmerksamkeit zu schenken und innerlich Anteil zu nehmen an den Sorgen und Prozessen. Die Empathie bewirkt und bewegt etwas in beiden, wirkt verwandelnd und heilend.
- Begleiter und Begleiterinnen stehen auf der Seite des Lebens und bemühen sich zu unterscheiden, was dem Leben dient oder was eher eine Tendenz zum Tod hat, zum Beispiel welche Sorgen zermürben. Hier ist die Lehre der Unterscheidung der Geister des Ignatius von Loyola sehr hilfreich.
- Begleitende unterstützen darin, den Blick dahin zu öffnen, was wirklich wichtig ist im Leben, und den Sorgen den angemessenen Platz zuzuweisen. Geistliche Begleiter und Begleiterinnen helfen, den Blick zu öffnen von sich selbst weg hin auf das Reich Gottes.
- Begleitende sind da für andere, die ihre Sorgen teilen wollen, doch auch mit und in Grenzen. Immer da zu sein für einen Menschen ist nicht möglich und nicht nötig. Gott ist der Wesentliche in jedem Begleitprozess, Er hält und heilt letztlich. Das eigene Nicht-immer-dasein-Können kann so sogar zum Zeugnis für das Vertrauen in Gott werden.
- Begleiterinnen und Begleiter nehmen sich selbst Zeit für Gott, für das Erkennen der eigenen inneren Regungen. Dies ist Voraussetzung für ihren Dienst und auch Zeugnis besonders für die, die sie begleiten.

Sorgt euch nicht??!

Besorgt sein oder sich sorgen ist menschlich, das weiß auch Gott. Jesus hat die Sorgen der beiden Jünger, die verzweifelt von Jerusalem nach Emmaus zurückgingen, weil sie ihre Lebenspläne durchkreuzt sahen und Hoffnung auf Veränderung geschwunden war, angehört, bevor er seine Sichtweise dazulegte. Das machte die Herzen brennen.

Jesus spricht an anderer Stelle konkret über die Sorge: „Sorgt euch nicht um euer Leben und darum, dass ihr etwas zu essen habt, noch um euren Leib und darum, dass ihr etwas anzuziehen habt" (Mt 6, 25 und Lk 12,22). Die einzige Sorge, so Jesus weiter, soll dem Reich Gottes gelten: „Euch aber muss es zuerst um sein Reich und um seine Gerechtigkeit gehen; dann wird euch alles andere dazugegeben" (Mt 6,33, vgl. auch Lk 12,31).

Nachfolge Jesu heißt also nicht, alles Sorgen sein zu lassen, sondern zu unterscheiden: Wem oder was gilt meine Sorge? Gehört sie mit zur leidenschaftlichen Sorge um das Reich Gottes, um mehr Gerechtigkeit in unserer Welt, um „Leben in Fülle" für alle Menschen? Schließt unsere Sorge an Gottes Sorge an, an Jesu Sorge, an sein Mitfühlen und Mitsein?

Unser Sorgen ist getragen von Gottes Sorge für uns und unsere Welt. Das genau macht Jesus in seinem Tun erlebbar: Gott ist mit uns! Und die Schrift ermutigt uns: „Werft alle eure Sorge auf ihn, denn er kümmert sich um euch" (1 Petr 5,7) oder „Sorgt euch um nichts, sondern bringt in jeder Lage betend und flehend eure Bitten mit Dank vor Gott!" (Phil 4,6). Unsere Sorgen können also in Gebet verwandelt werden. So wachsen wir hinein in das Vertrauen, dass es letztlich Gott ist, der sorgt. Und unser Sorgen kann einschwingen in Gottes uneigennützige Sorge um die Welt.

Einladung zur Sorge, aus der Fürsorge erwächst

Wir haben unser Leben nicht in der Hand. Letztlich wissen wir nicht, warum etwas passiert, das uns oder andere sorgt. Wir sehen nur einen kleinen Ausschnitt aus einer großen Landkarte, in die nur Gott Einblick hat. Gott weiß, warum etwas geschieht und wie Er es einordnen will in Seinen großen Heilsplan; das ist seine Sorge – im doppelten Sinn. Und wir sind eingeladen, uns loszulassen auf Gott hin.

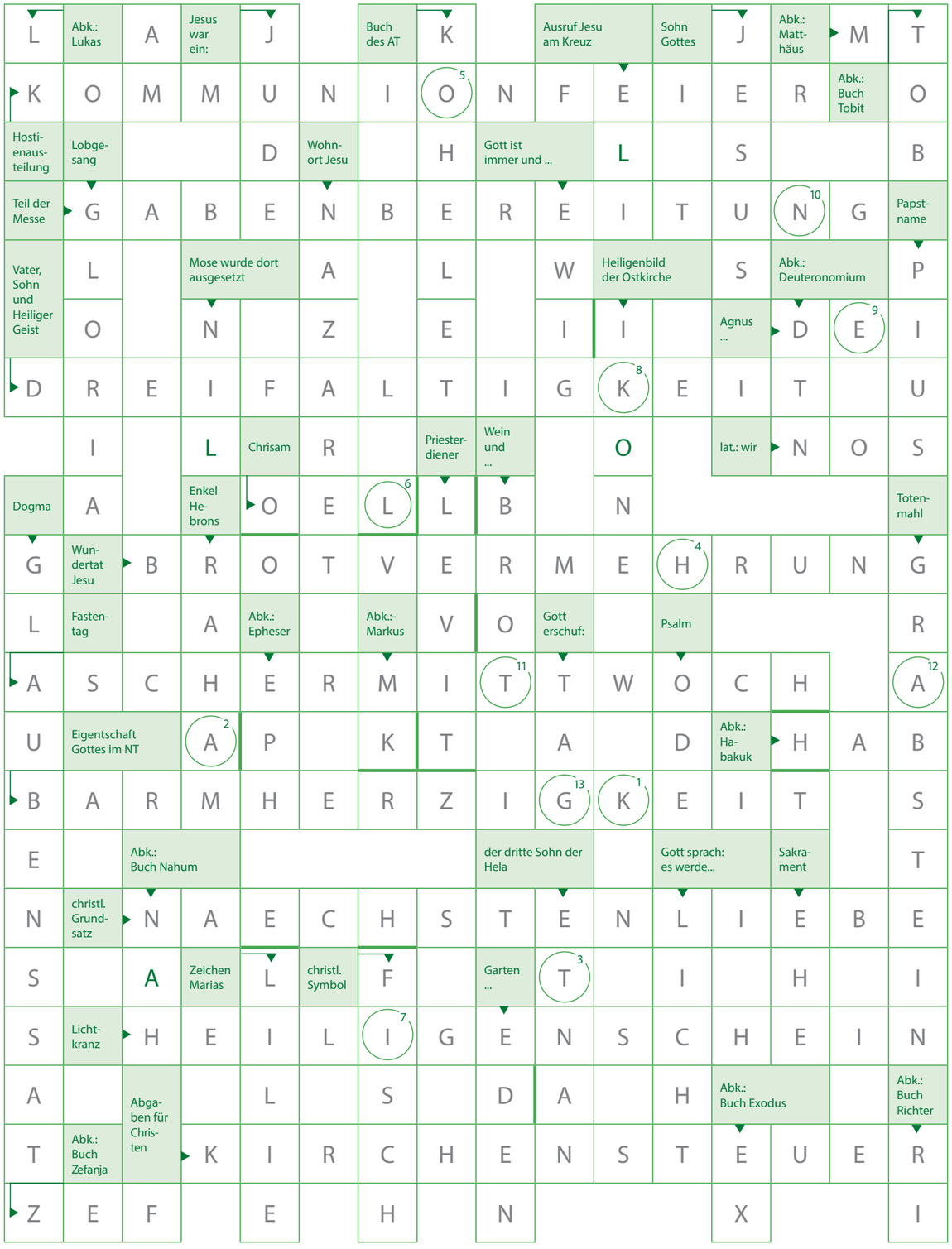
Dazu sind wir eingeladen, Gottes Ohr zu sein für die Sorgen der Menschen, Zeugen und Zeuginnen zu sein für Gottes leidenschaftliche Sorge um seine geliebten Geschöpfe im Reiche Gottes, in dem jeder und jede Platz am Tisch des Lebens hat.

Wir sind eingeladen zu einem realitätsnahen Blick auf unser eigenes Inneres, das auch zerbrechlich ist und in dem zugleich Gott wohnt. So können wir auf Augenhöhe einen langen zärtlichen Blick auf die Menschen wagen, die ebenso verletzlich sind und zugleich Wohnstatt Gottes. Wir dürfen auf unsere Welt schauen, die so wunderbar ist, gleichzeitig verwundet und verletzt und doch Ort der Präsenz Gottes.

Aus liebevollen Blicken und empathischem Hinhören erwächst Mitfühlen und Mitsein, erwächst echte Fürsorge. Dann erkennen wir im Sinne Jesu einander wirklich als Schwestern und Brüder. Damit wachsen eine Verbundenheit untereinander und eine Verantwortung füreinander, die nur Gott schenken kann. Unsere Sorge und Fürsorge ist dann im Sinne Jesu gerichtet auf mehr Gerechtigkeit und Liebe in unserer Welt – auf das Reich Gottes.

Lösung des letzten Titelbildes:

Lösungswort: Katholikentag



Audace – habt Wagemut für das Unwahrscheinliche!

Erinnerung an die Generalkongregation

JOHANNES SIEBNER SJ
Provinzial der deutschen Provinz der Jesuiten

„Audace“. Das Wort begleitet mich seit dem 2. Oktober 2016. Der Ordensmeister der Dominikaner, Pater Bruno Cadoré OP, sprach davon in der Predigt zur Eröffnung der 36. Generalkongregation der Jesuiten. Mein Französisch ist nicht gut genug, als dass ich der Predigt hätte leicht folgen können – erst später habe ich das englische Manuskript richtig studieren können. Das Wort „audace“ aber ist mir schon während der Predigt in der Kirche Il Gesù aufgefallen und hängen geblieben, zehnmal benutzt Pater Bruno das Wort und fordert die Gesellschaft Jesu auf zum „Wagemut für das Unwahrscheinliche“. Es ist ihm damit gelungen, den mehr als 200 Delegierten der Generalkongregation gleichsam einen Ohrwurm einzupflanzen.

Wo steht die Gesellschaft Jesu im Jahr 2017? Was bewegt die Jesuiten heute? Was gibt Anlass zu Wagemut oder Kühnheit?

Die Wahl eines neuen Generaloberen

Die 36. Generalkongregation versammelte sich von Anfang Oktober bis Mitte November 2016 in Rom. Sie hat sich zu Beginn ihrer vornehmsten und wichtigsten Aufgabe gewidmet und einen neuen Generaloberen gewählt. Zunächst wurde der Rücktritt des weit über den Orden hinaus geschätzten Pater Adolfo Nicolás angenommen – Alter und Gesundheit gaben den Ausschlag – und dann begab sich die Versammlung der 65 Provinziäle, der 25 „geborenen“ oder ernannten Mitglieder der Kongregation und der gut 120 weltweit gewählten „Elektoren“ in das sehr besondere und für die Jesuiten typische Verfahren der Wahl eines Generaloberen. Zunächst schaute die Versammlung ausführlich auf den in Kontinentalkonferenzen vorbereiteten und sorgfältig erstellten Bericht „de statu“, eine Zustandsbeschreibung der weltweiten Gesellschaft Jesu. Es ging dabei sehr realistisch zu, ein Blick auf den „Spielstand“, nicht auf das Wunschergebnis, wie ein ostafrikanischer Delegierter aus der Redaktionsgruppe sagte. Es folgte ein intensiver Austausch in Kleingruppen über die Herausforderungen der weltweiten Gesellschaft Jesu für die kommenden Jahre und über die Eigenschaften eines zukünftigen Generaloberen. Die Liste der Eigenschaften für den neuen „Chef“, die dann zusammengetragen wurde, war sehr beeindruckend, fast ein wenig erschreckend. Wer bitte kommt denn da überhaupt in Frage? „A man like Jesus, … well, Jesus on a good day“, raunte mir ein Mitbruder zu. Schließlich ging es dann in die berühmten „Murmurationes“, die Zeit des intensiven Gebets und der vielen Vieraugen-Gespräche. Vier

„Die Unterscheidung der Geister funktioniert: Sie kann Freiheit befördern und Kreativität freisetzen, den Wagemut für das Unwahrscheinliche.“

ganze Tage. Sehr liebevoll und sehr konkret, sehr klare Regeln und doch auch sehr große Freiheit, beten und abwägen, fragen und Auskunft geben. Den Tag der Wahl begannen wir mit einer feierlichen Messe zum Heiligen Geist. Während dieser Messe stellte sich bei mir ein Frieden und eine tief empfundene Gewissheit ein, dass die Wahl gut und schnell gelingen würde.

Dieses Verfahren und die Weise, sich auf ein wirklich offenes Wahlgeschehen einzulassen und dem Geist zu trauen, macht für mich einen ersten Aspekt der Kühnheit aus, von der Pater Cadoré gesprochen hat. Die Unterscheidung der Geister, wie Ignatius sie in den Exerzitien beschreibt, das durfte ich erleben, ist tatsächlich „noster modus procedendi“ und es funktioniert: Gründliche Reflexion, klare Analyse und Bewertung, daraus ergeben sich Ziele und Visionen, hörendes Gebet, geistlicher Austausch und mitbrüderliches, gemeinsames Abwägen, das dann auch zu einer Entscheidung und zum nächsten Schritt führt. Das kann Freiheit befördern und Kreativität freisetzen, den Wagemut für das Unwahrscheinliche.

Pater Arturo Sosa aus Venezuela, das also ist der neue Generalobere. Am Tag nach seiner Wahl predigt er in dem feierlichen Dankgottesdienst, wieder in Il Gesù, und nimmt direkt das Motiv des Wagemuts auf: Wagemut für das Unwahrscheinliche. Und er buchstabiert es skizzenhaft durch als Frucht des Glaubens,

der uns immer wieder einlädt zuerst auf Gott und mit ihm auf die Welt zu schauen. Wie Ignatius und so viele Mitbrüder im Laufe der Geschichte, so fährt Pater Arturo Sosa fort, „wollen wir beitragen zu dem, was heute unmöglich erscheint: Eine versöhnte Menschheit in Gerechtigkeit, die in Frieden lebt, in und mit der einen gemeinsamen Schöpfung, in der Platz ist für Alle,

Deutsche Provinz der Jesuiten (von links nach rechts: Stefan Kiechle SJ, Arturo Sosa SJ, Johannes Siebner SJ, Stefan Dartmann SJ)

weil wir uns anerkennen als Brüder und Schwestern, Söhne und Töchter des einen Vaters."

Die Gesellschaft Jesu tut, was immer sie tut, nicht aus eigener Kraft, nicht aus eigenem Vermögen und nicht um ihrer selbst willen. Darum gilt es, zuerst und immer der Gnade Gottes zu trauen. Das ist wahre Kühnheit. Wachstum und Fruchtbarkeit der Gesellschaft Jesu kommen aus der „Tiefe des geistlichen Lebens" aller Mitbrüder und aller Kommunitäten. „Gleichzeitig braucht es außerordentlich intellektuelle Tiefe, um kreative Wege zu finden, unsere Mitwirkung an der Sendung Jesu effektiver werden zu lassen." Es gehe darum, die Zeichen der Zeit genau zu lesen und so gut wie möglich zu verstehen, um beitragen zu können zu weniger Armut, weniger Ungleichheit, weniger Unterdrückung.

Schließlich setzt der gerade gewählte Generalobere in dieser Predigt einen weiteren zentralen Akzent, der sich durch die nächsten Wochen der Generalkongregation ziehen wird: „Wir sind nicht allein." Wachstum gibt es nur in Zusammenarbeit mit anderen, mit Nicht-Jesuiten, die dieselbe Sendung teilen. Die Sendung des Ordens ist Teilhabe an der „Missio Dei" – und die haben wir nicht exklusiv.

Pater Arturo Sosa, 68, war sicher einigermaßen überrascht von seiner Wahl und doch spricht er gleich nach der Wahl fast schon programmatisch vom Wagemut für das Unmögliche, „weil wir das Unmögliche hoffen". Arturo Sosa ist ein spiritueller Mann tiefer Frömmigkeit, der als studierter und dann auch lehrender Politologe ganz in der Welt zu Hause ist. Er weiß aus direkter Anschauung und persönlicher Erfahrung, was es heißt, wenn ein Land und ein Volk im Chaos zu versinken drohen. Er war daheim bei den einfachen Leuten in den Barrios von Caracas. Als Professor, Provinzial und Direktor einer Universität diskutierte und rang er auch auf Augenhöhe mit dem Präsidenten der Republik. Pater Arturo Sosa, das ist mir gleich aufgefallen, ist ein humorvoller Mensch, der herzlich lachen kann, sowohl über einen guten Witz wie über sich selbst, welch ein Glück. Er geht leicht in Beziehungen ohne kumpelhaft daher zu kommen. Bei einer Versammlung für die Provinziäle direkt nach der Generalkongregation schrieb er seine persönliche Mailadresse für uns auf: Ich bin für Euch da, ohne Umwege. Pater Klaus Väthröder SJ, unser Missionsprokurator, kennt Arturo Sosa gut und sagt: „Die Nähe zu den Armen, der Dienst am Glauben sowie die Förderung der Gerechtigkeit im Kontext der kulturellen Vielfalt durchziehen sein Leben. … Er hat die Fähigkeit, die Realität zu durchdringen, Potentiale und neue Wege zu entdecken und strategische Visionen zu entwickeln."

Die Dokumente und ein bewegender Brief

Auf das Hauptdokument der Generalkongregation möchte ich nur kurz verweisen, obwohl es wohl gerade dieses „Dekret 1" ist, was über die Jahre bleiben wird und der Gesellschaft Jesu für das nächste Jahrzehnt die Richtung weist: „Gefährten in einer Sendung der Versöhnung und der Gerechtigkeit". Auf wenigen Seiten und in Teilen überraschend konkret, ermutigt es den Orden zu einer tiefen, ja radikalen Erneuerung des geistlichen und des kommunitären Lebens. Eigentlich bin ich ein halbes Jahr nach dem Ende der Generalkongregation überrascht, dass dieses Dekret, das ja quasi Gesetzeskraft hat für uns Jesuiten, nicht Entsetzen oder zumindest Abwehr ausgelöst hat im Orden – jedenfalls nicht wahrnehmbar für mich. Dieser erste Teil des Dekrets beschreibt sehr konkret die Gefährtenschaft der Jesuiten als „unterscheidende Gemeinschaft mit weitem Horizont". Die Weise, wie

„Im Glauben wissen wir, dass inmitten der Schwierigkeiten und Herausforderungen unserer Zeit Gott niemals aufhört, sich um die Rettung aller Menschen, ja, der ganzen Schöpfung, zu mühen."

wir zusammen leben, soll nicht zuerst praktisch sein und möglichst reibungslos funktionieren. Unser Leben als Gemeinschaft und in konkreten Gemeinschaften vor Ort ist selber Teil der Sendung, soll Zeugnis geben: „Heimstätten für das Reich Gottes". Die Begegnung mit der Barmherzigkeit Gottes hat die Kraft, unser Leben als Gemeinschaft zu verwandeln und ist zugleich die Quelle, jenes „apostolischen Wagemuts, der die Gesellschaft Jesu auszeichnete und den wir bewahren müssen." Die Generalkongregation hat zudem versucht, auf die zentralen Rufe zu hören, die der Herr heute an die ganze Gesellschaft richtet und hat als Schlüssel zu verschiedenen Aspekten unserer Sendung den Begriff der Versöhnung gefunden. Gott selbst geht in die Vorhand, er ist es, der das Werk der Versöhnung ermöglicht. Er lässt uns teilhaben an seinem Dienst der Versöhnung, nämlich als Versöhnung mit Gott, unter den Menschen und mit der Schöpfung. Dies wird dann auch wieder erstaunlich konkret und herausfordernd entfaltet und lohnt der sorgfältigen Lektüre.

Und plötzlich war dann von tiefer Freundschaft die Rede. Tränen flossen und manche Stimme brach in der großen Aula, als der Entwurf eines Briefes an jene Jesuiten und Mitarbeiter vorgetragen wurde, die in den Kriegs- und Krisengebieten dieser Welt leben und arbeiten. Drei Mitbrüder aus drei Kontinenten hatten die Idee dazu und stellten das Dokument vor. Zahlreiche Provinziäle meldeten sich und berichteten sehr emotional von „ihren Männern" und von den Mitarbeitern des Jesuit Refugee Service und anderer Organisationen in Syrien, Süd-Sudan, Kolumbien, Zentralafrika, Afghanistan, Ukraine, Irak und vieler anderer Orte. „Wir danken Gott für Euer Zeugnis der Freundschaft und der Hoffnung. Wir sind dankbar für den reichen Segen, den Ihr empfangt von den Menschen, denen Ihr dient, ein Segen für die gesamte Gesellschaft Jesu." Der Brief erinnert dann stellvertretend für zahlreiche Mitbrüder, die ihr Leben in den vergangenen Jahren verloren haben, an Frans van der Lugt, der 2014 in Homs erschossen wurde oder an die Märtyrer von El Salvador (1989). Die Generalkongregation erinnert an Paolo Dall´Oglio, der 2013 in Syrien verschleppt wurde und noch immer vermisst wird. Der Dienst so vieler Jesuiten und Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter wird eingebunden in die Tradition und die Sendung. Mir persönlich ist das Wort von der Freundschaft im Herzen hängen geblieben: der Dienst der Freundschaft an den Opfern von Gewalt und Verfolgung; Zeugnis geben von der Freundschaft Jesu zu den Menschen, von seiner Option für die Armen – und beschenkt werden mit dem Segen derer, zu denen wir gesandt sind. Wenn das keine Ermutigung zu mehr Mut und Kühnheit ist.

In diesem Sinne klingen noch einmal die Worte der Predigt von Pater Bruno Cadoré OP nach: „Im Glauben wissen wir, dass inmitten der Schwierigkeiten und Herausforderungen unserer Zeit Gott niemals aufhört, sich um die Rettung aller Menschen, ja, der ganzen Schöpfung, zu mühen. Wir glauben, dass Gott, ‚der die Welt mit sich versöhnt hat' (2 Kor 5,19), sein Werk fortsetzt. Wir hören die dringlichen Aufrufe, dem Herrn in der Sorge für die Ärmsten zu folgen und Gottes Barmherzigkeit dorthin auszuweiten, wo Ungerechtigkeit, Leid oder Verzweiflung den göttlichen Plan zu vereiteln scheinen. Wir beten um den Mut und die Freiheit, ‚die Kühnheit des Unwahrscheinlichen zu wagen', wenn wir auf den Ruf Gottes antworten, mit der Demut derer, die wissen, dass in dem Dienst, in dem Menschen alle ihre Energie aufbringen müssen, alles von Gott abhängt."

Wo steckt Gott?

Neue Ansätze in der politischen Theologie

THOMAS WAGNER
Studienleiter „Arbeit und Soziales in der Einen Welt“ in der Katholischen Akademie Rabanus Maurus im Haus am Dom und Lehrbeauftragter in Sankt Georgen

Von Dorothee Sölle (1929-2003) wie von Johann Baptist Metz (geb. 1928) liegen die gesammelten Schriften ihrer politischen Theologie vor. Es sind eindrückliche Werke eines leidsensiblen und weltorientierten theologischen Denkens. Beiden Autoren ging es darum, die christliche Rede von Gott jener Privatisierung und Individualisierung zu entreißen, die die moderne, säkulare Gesellschaft Religion aufdrängt, die christliche Botschaft von der gerechten Welt Gottes unter den Bedingungen strukturell zerklüfteter Öffentlichkeit neu als globale Herausforderung zu formulieren, die Kirche als Institution der gesellschaftskritischen Freiheit des Glaubens in globaler Dimension neu zu bestimmen und die christliche Spiritualität in ihrer Einheit von Mystik und Politik zu kennzeichnen. Johann Baptist Metz formulierte bereits 1965 programmatisch: „Die eschatologischen Verheißungen der biblischen Tradition – Freiheit, Friede, Gerechtigkeit, Versöhnung – lassen sich nicht privatisieren. Sie zwingen immer neu in die gesellschaftliche Verantwortung hinein.“

Das innovative und bahnbrechende theologische Denken von Dorothee Sölle wie von Johann Baptist Metz lebt fort. Kontextuelle, befreiende, feministische, postkoloniale Theologien des Politischen geben in großer Pluralität neue Antworten auf neue Herausforderungen, auch wenn sich die Mehrheit der theologischen Zunft im Elfenbeinturm der Universitäten und Hochschulen verbarrikadiert und die Bischöfe nur mit Einschränkungen einer ganzheitlichen „Theologie einer leidvollen Welt“ verbunden sind. Dabei braucht es auch diese politischen Theologien, die sensibel sind für die Fragen von Ungleichheit und Ausgrenzung in unserer heutigen Welt, die Unterdrückung, Unrecht und Fundamentalismen thematisieren und den Klimawandel ins Zentrum der Reflexion stellen. Mehr noch: Es ist dringend geboten, die Frage nach Gott mit den bedeutsamen Themen der Menschheit zu verknüpfen, um eine ganzheitliche und mystische Vision eines guten Lebens für alle wachzuhalten, denn wo sonst kann „Gott“ neu zur Sprache gebracht werden?

Franziskus als Theologe des Politischen

Im Folgenden erlaube ich mir, einige Lesefrüchte zu aktuellen politischen Theologien vorzustellen. Ich orientiere mich bei dieser zugebenermaßen recht subjektiven Zusammenstellung an sechs inhaltlichen Herausforderungen einer aktuellen Theologie des Politischen und beziehe mich überwiegend auf deutschsprachige Autorinnen und Autoren.

Doch zuvor ist als ein inspirierender Autor der politischen Theologie Papst Franziskus selbst zu nennen. In seinen drei herausragenden Lehrschreiben *Evangelii Gaudium* (Sendung), *Laudato Si‘* (Ökotheologie) und *Misericordiae vultus* (Barmherzigkeit) geht er in Dialog mit den zeitgenössischen Kulturen in einer immer komplexeren Welt. Mit *Evangelii Gaudium* verschreibt Franziskus der römisch-katholischen Kirche ein Reformprogramm hin zu einer armen Kirche für die Armen, zu einer samaritanischen und prophetischen Kirche; mit *Laudato Si‘* veröffentlicht er eine Umwelt-, Sozial- und Gerechtigkeitsenzyklika, die auf die planetarischen Herausforderungen Klimawandel, Armut und Ungleichheit reagiert; mit *Misericordiae vultus* stellt er das barmherzige Handeln Gottes in den Mittelpunkt. Alle drei Papiere sind Theologie des Politischen vom Feinsten und atmen den Aufbruchsgeist des Konzils: sich radikal an den realen irdischen Konflikten und Befreiungspotenzialen orientieren, um Kirche als „Expertin der Menschlichkeit“ (Papst Paul VI.) zu entwerfen.

Theologischer Dialog mit zeitgenössischen Kulturen

Zwei Autoren und eine Autorin möchte ich hier aus der Fülle aktueller Veröffentlichungen herausgreifen: Der Dominikaner Ulrich Engel, Direktor des Institut M.-Dominique Chenu in Berlin, hat jüngst seine Geistergespräche mit Derrida, Nancy, Agamben, Foucault, Certeau & Co. unter dem Titel *Politische Theologie ‚nach‘ der Postmoderne* vorgelegt. In ihnen macht er die philosophische Dekonstruktion der Postmoderne für den politisch-theologischen Diskurs fruchtbar. Seine Reflexionen setzen bei Erfahrungen des Nichtidentischen, des Bruchs sowie der Leerstelle an und stellen ein noch nicht abgeschlossenes Ringen um eine neue Gestalt gesellschaftsrelevanter Theologie zu Beginn des 21. Jahrhunderts dar. Ein anderer Dominikaner, Tiemo Rainer Peters, enger Vertrauter von Metz, reflektiert die „Gotteskrise“ unserer Zeit in seinem Buch *Entleerte Geheimnisse. Die Kostbarkeit des christlichen Glaubens.* Peters setzt sich mit zentralen christlichen Geheimnissen der Erlösung, des Reiches Gottes, der Auferstehung oder der Gnade auseinander und sucht sie dem religionskritischen Zeitgenossen neu zu erschliessen. Ina Praetorius, freie, postpatriachalische Theologin, geht in ihren vielfältigen theologischen Zwischenrufen innovativ die „Gotteskrise“ an. Insbesondere in ihrem Buch *Erbarmen* weist sie sich als Theologin des Politischen aus. Sie verknüpft „Erbarmen“ mit der Idee von Geburtlichkeit und übersetzt Erbarmen in die Sozialethik und Sozialpolitik hinein als bedingungsloses Grundeinkommen.

Dringlichkeit einer christlichen Ökotheologie

Die Ökologie ist der umfassendste Horizont aktueller Theologien des Politischen, da sie die theologische Betrachtung gesellschaftlicher Strukturen in den größeren Zusammenhang aller Beziehungen zwischen menschlichem und nichtmenschlichem Leben stellt. Die Enzyklika *Laudato Si‘* über die Sorge um unser gemeinsames Haus vertritt mit Nachdruck eine integrale Ökologie. Der brasilianische Theologe Leonardo Boff hat sich diesem Thema seit vielen Jahrzehnten verschrieben. Gemeinsam mit dem Naturwissenschaftler Mark Hathaway hat er jüngst die Untersuchung *Befreite Schöpfung. Kosmologie – Ökologie – Spiritualität* veröffentlicht. Die beiden Autoren leisten damit eine großartige Synthese von Befreiungstheologie, naturwissenschaftlich gestützter Kosmologie und Schöpfungsspiritualität. Sie zeigen, dass der Prozess der Entwicklung des Kosmos selbst einen Sinn offenbart, dass unser Geist, unsere Liebesfähigkeit und unsere Empfindsamkeit im Kosmos tief verankert sind. Der alten, deterministischen „Kosmologie der Herrschaft“ setzen sie ein neues Verständnis des Kosmos entgegen, dessen Tendenzen und Sinnstrukturen unser eigenes Ringen um eine lebensfreundliche Welt unterstützen.

Theologien der einen Menschheitsfamilie

Die Menschheitsfamilie ist ein Prüfstein für eine Theologie des Politischen, insofern sie tatsächlich als eine große Familie aufgefasst wird. Hierzu gilt es, ihre Vielfalt, ihre kulturelle Pluralität und auch die Vielgestaltigkeit der religiösen Ausdrucksformen sowie der Traditionen mit ihren jeweiligen Hoffnungen und Überzeugungen anzuerkennen. Es handelt sich innerhalb der beschleunigten Globalisierung dabei um eine Vielheit, die die Katholizität selbst durchdringt und ihr neue und umfassendere Bedeutung verleiht. In Zeiten wachsender Migrationsbewegungen auf dem kleinen, blauen Planeten Erde sind Theologien des Politischen von wachsender Bedeutung, die für die globale Bewegungsfreiheit als Menschenrecht eintreten und ihre Stimme für die Anerkennung der wahrhaft katholischen Familie erheben. Die Münsteraner Theologin Marianne Heimbach-Steins hat sich wiederholt und auf verschiedene Weise mit der Flüchtlings- und Migrationsproblematik beschäftigt. In herausragender Form hat sie in den aktuellen Büchern *Begrenzt verantwortlich. Sozialethische Positionen in der Flüchtlingskrise* und *Zerreißprobe Flüchtlingsintegration* die Bedeutung der einen Menschheitsfamilie für den christlichen Glauben und für eine christlich orientierten Flüchtlings- und Integrationspolitik ausbuchstabiert.

Ekklesiologisch fruchtbar kann das Denken im Kontext der einen Menschheitsfamilie gerade dort werden, wo die pastorale Neuorientierung im deutschen Kontext sich an weltkirchlichen Erfahrungen misst und ein Lernen der deutschen Kirche aus Impulsen des globalen Südens initiiert. Im Sinne des Metz-Diktums führte der Weg weg von einem ekklesiologischen Eurozentrismus hin zu einem weltkirchlichen Polyzentrismus. Ein gutes Beispiel ist das Buch *Angekommen in der Welt von heute. Basisgemeinden erneuern die Praxis der Kirche*, das aus Arbeitszusammenhängen der weltkirchlichen Hilfswerke Adveniat und Missio entstanden ist. Es bietet konstruktive Anstöße für die hiesige Pastoraltheologie, die Kirche von der Basis her neu aufzubauen.

Ungleichheit und Ausgrenzung in unserer heutigen Welt. Illustration: Elke Teuber-S.

Theologie zwischen dem Flüchtigen und dem Festen
Neben der Anerkennung der kulturellen und folglich auch religiösen Vielfalt gibt es gute Gründe, die fragmentierten und flüchtigen Gegenwartskulturen zu reflektieren, die scheinbar verbindliche, unantastbare Werte und Überzeugungen verdampfen lassen. Die spiegelbildlichen Reaktionen religiöser und politischer Gegenwartsfundamentalismen mit ihrem Aggressionspotential zeigen ihre Destruktionskräfte auch unter Christen. In diesem Spannungsfeld agieren und reagieren christliche Theologinnen und Theologen auf vielfältige Weise. Zwei, mir nahe Beispiele seien kurz skizziert: Jürgen Manemann, Metzschüler und Direktor des Forschungsinstitutes für Philosophie in Hannover, veröffentlichte das Buch *Der Dschihad und der Nihilismus des Westens: warum ziehen junge Europäer in den Krieg?* Umgekehrt wächst in der polarisierten Gegenwartssituation die Notwendigkeit des interreligiösen Dialogs, gleichsam als proaktive und zivilisierende Konfliktbearbeitung. Ein konstruktives Beispiel: Klaus von Stosch und seine von ihm entworfene Komparative Theologie. Besonders für Christinnen und Christen stellt sein Buch *Herausforderung Islam. Christliche Annäherungen* eine innovative Herausforderung dar, den Islam mit neuen Augen zu sehen.

Theologien des Politischen und Ökonomie und Heil
Die Globalisierung wird grundlegend vom globalen Markt bestimmt und ist zunächst ein Projekt des kapitalistischen Nordens. Thomas Piketty hat jüngst in seinem Buch *Das Kapital im 21. Jahrhundert* die wachsenden globalen Ungleichheitsdynamiken aufgewiesen. Auch das Oswald von Nell-Breuning-Institut in Sankt Georgen wird nicht müde, in immer neuen Impulsen und Einwürfen die Verwerfungen der neoliberal ausgerichteten Globalisierung zu demaskieren. In seinem Buch *Gieriges Geld. Auswege aus der Kapitalismusfalle – Befreiungstheologische Perspektiven* hat Ulrich Duchrow, systematischer Theologe und Sozialethiker an der Heidelberger Universität, eine fundamentale theologisch fundierte Kapitalismuskritik vorgetragen. Er bleibt jedoch nicht bei seiner Kritik stehen, sondern entwickelt befreiende Impulse für ein solidarisches Wirtschaften.

Auf dem Weg zu einer armen Kirche für die Armen
Das Franziskusprojekt hin zu einer armen Kirche für die Armen ist kein lateinamerikanisches Regionalprojekt, sondern bildet für den globalisierten Katholizismus und das globalisierte Christentum insgesamt die Herausforderung, „Freude und Hoffnung, Trauer und Angst“ zu erkunden, insbesondere diejenige der neuen Gesichter der Armen in den verschiedenen Kontexten unseres globalisierten Zeitalters. Ein produktiver Ort der Reflexion und Aktion sind in dieser Hinsicht die Einwürfe und Streitschriften des Institutes für Theologie und Politik in Münster (www.itpol.de). Herausragend ist auch die theologisch-spirituelle Erinnerung von Pfarrer Norbert Arntz an den *Katakombenpakt. Für eine dienende und arme Kirche,* worin die historische Verwurzelung der Rede von einer armen Kirche im Zweiten Vatikanischen Konzil rekonstruiert werden. Hinzuzufügen ist die pastoraltheologische Streitschrift von Urs Eigenmann, Schweizer Pfarrer und Lehrbeauftragter an der Universität Luzern, zu *Kirche in der Welt dieser Zeit*, worin er die Praktische Theologie als Reich Gottes-Theologie entfaltet und die biblische Vorzugsoption für die Armen in unsere pastoralen Kontexte hinein ausbuchstabiert.

Zum Schluss: Noch einmal Papst Franziskus
„Geben Sie sich nicht mit einer Versandhaustheologie zufrieden. Der Ort ihrer Reflexion mögen die Grenzen sein (…) Auch die Theologen haben wie die guten Hirten den Geruch des Volkes und der Straße an sich, und mit ihrer Reflexion gießen sie Balsam und Wein in die Wunden der Menschen. Die Theologie möge Ausdruck einer Kirche sein, die ein ‚Feldlazarett‘ ist, die ihre Sendung des Heils und der Heilung in der Welt lebt.“

Wie Indiana Jones – nur auf der Suche nach Handschriften

Natalie Maag ist neue Direktorin der Bibliothek

Vorgestellt

VANESSA LINDL
Studentin der Katholischen Theologie
CAROLIN BRUSKY
Studentin der Katholischen Theologie

Ist Ihnen Sankt Georgen nicht etwas zu sehr katholisch? „Nein", lautet die Antwort kurz und bündig. Der Jesuitenorden „hat mich schon immer beeindruckt, mit seiner umfassenden Orientierung und Einarbeitung auch in Themen, die Kritik an der eigenen Arbeit vorbringen und von Haus aus nach Intellekt und Begabung fragen". Ihr ist hierbei ganz besonders eine Vorlesung präsent, die sie in ihrem dritten Semester belegt hat, über das Jesuitentheater. Mit Schülern ein lateinisches Theaterstück aufzuführen als „Speerspitze der Gegenreformation" – das hat sie fasziniert.

Geboren wurde Natalie Maag am 24. März 1982 in Karlsruhe, „meine Kindheit war gut bürgerlich, ist ohne große Traumata verlaufen und ich habe viel Zeit in der Natur verbracht". Sie war mit Ihrem Vater in der Natur unterwegs. Mit ihm hat sie auch viel Sport gemacht. Beides Hobbies, die sie bis heute beibehalten hat. Ihre Mutter war „eher für die Kultur zuständig". In ihrer Familie ist sie die erste mit Hochschulabschluss. Nach einer Anekdote ihrer Kindheit gefragt („da muss ich erstmal überlegen"), fällt ihr die Lieblingsgeschichte ihres Vaters ein: Natalie, ein eher folgsames Kind, hatte mit ihrem Vater eine Fahrradtour unternommen. Unterwegs rief ihr Vater ihr zu, sie solle doch an der nächsten Ecke Halt machen. Sie verstand allerdings nur „Halt!" – und hielt. Ihr Vater fuhr sie völlig über den Haufen. Glücklicherweise hatte sie nur ein paar blaue Flecken – und ihr Vater fürchterliche Schuldgefühle. „Da musste ich ihn trösten, obwohl ich mir wehgetan hatte", erzählt sie schmunzelnd.

Nach der Grundschule folgte die Realschulzeit in ihrer Heimatstadt Karlsruhe. Dort entdeckte sie ihre Begeisterung für Literatur: Sie verschlang sämtliche Werke von Hermann Hesse, „es ist wie ein Rausch, man möchte alles lesen!" Trotzdem entschied sie sich dann erst einmal für eine kaufmännische Ausbildung und kam prompt in eine Sinnkrise: „Eine Kauffrau aus Leidenschaft war ich scheinbar doch nicht, dafür war mein Wissensdurst einfach zu groß." Aus diesem Grund schloss sie dann ein Wirtschaftsabitur an, das sie in Baden-Baden absolvierte und zwischen Heimat- und Schulstadt pendeln ließ. Nach dem Abitur begann sie ein Studium in Volkswirtschaftslehre, aber nach drei Semestern kam dieser Moment, „an dem ich am dreizehnten Aufgabenblatt für Statistik saß und mir völlig klar war, das willst du so nicht weiter machen." Sie rief eine Freundin an und sagte nur: „Du, ich glaube, ich muss mich umschreiben." Etwas machen, das begeistert, an dem man mit Freude arbeiten kann, das war ihr Traum. Als sie sich die Uni in Heidelberg anschaute, begegnete ihr ihre ehemalige Deutschlehrerin, sie glaubt, „das war ein Zeichen". Sie begann das Studium der Mediävistik (also auch Mittellatein) und der Germanistik. „Als ich dort anfing, konnte ich noch keinen Brocken Latein. Bis ich merkte, dass ich für das, was ich wirklich machen möchte, Latein brauchte, genauer gesagt Mittellatein." Es waren vor allem die Werke von der Zeit des Augustinus an, der „als Erster auf den Tisch kommt in diesem Studium". Besonders in Erinnerung geblieben ist ihr ein Kolloquium zu den Kirchenvätern. „Kirchenväter", das war hier fast schon zweideutig: „Es ging um die Kirchenväter – und im Raum saßen auch fast nur Leute im Habitus von Kirchenvätern, also gestandene Professoren." Fast keine Studenten hätten sich dort hinein getraut, da man „richtig arbeiten musste, um nicht schon nach dem dritten übersetzten Wort auf die Mütze zu kriegen."

„Endlich konnte ich machen, was mich erfüllt: Forschen. Es war ein bisschen wie Indiana Jones, nur auf der Suche nach Handschriften."

Ihr Auslandssemester führte sie dann nach Rom an die Tor Vergata, wo sie der historische Kern des modernen Roms begeisterte. „Das eigentlich Spannende kommt erst, wenn das Semester aufhört" – beschreibt sie ihre Erfahrungen dort. „Es war unglaublich reich an Erfahrungen – und unglaublich arm an Creditpoints." Dennoch gefällt ihr der

Foto: Esther Jünger

Studienort Heidelberg besonders, denn dort ist alles ganz nah zusammen, außerdem „hat Heidelberg einen historischen Kern – und ich mag Städte mit historischem Kern!“

„Es begab sich aber zu der Zeit…“, fährt sie fort. Denn genau zu dem Zeitpunkt, als sie ihr Studium mit der Magisterarbeit beendete, wurde ein Sonderforschungsbereich in den Geisteswissenschaften gegründet. Da „sind die Universitäten dann besser ausgestattet mit Stellen und Geld.“ Sie erlangte eine der Promotionsstellen, die sie für drei Jahre behielt, ihr Doktorvater war Professor Walter Berschin.

Neben der Promotion blieb ihr genug Zeit für die Lehre und den Kontakt zu den Studierenden, was ihr auch heute ganz besonders wichtig ist. So wünscht sie sich für die Sankt Georgener Bibliothek, den Kontakt zu den Studierenden zu halten, „für die sind wir in erster Linie nämlich da“. Nach dem Thema ihrer Promotion gefragt, muss sie erst aufstehen und ans Regal laufen, „den Untertitel habe ich nämlich nochmal geändert“: „Alemannische Minuskel (744 – 846 n.Chr.). Frühe Schriftkultur im Bodenseeraum und Voralpenland“, steht auf der Titelseite. Es geht darin auch um die Handschriftenproduktion der Klöster in Sankt Gallen und auf der Bodenseeinsel Reichenau. Sankt Gallen beansprucht die Handschriften, die vor Ort lagern, für seine eigene Produktion. Natalie Maag konnte aber mit Hilfe paläografischer Analysen nachweisen, dass die Handschriften auf der Reichenau entstanden sind. Etwas, das das Kloster zwar ärgert, aber keine rechtlichen Folgen hat. Für Natalie Maag war die Zeit der Promotion besonders wichtig, auch wenn sie am Anfang noch nicht wusste, wohin sie das führen würde: „Endlich konnte ich machen, was mich erfüllt: Forschen. Es war ein bisschen wie Indiana Jones, nur auf der Suche nach Handschriften.“

Nach der Promotion bewarb sie sich auf ein Bibliotheksreferendariat an der Universitätsbibliothek Heidelberg, wo sie aus ihrem Studium schon einige Mitarbeiter kannte. Sie trieb die Frage um, „wie man Leute für das Kulturgut in einer historischen Bibliothek begeistern könnte“. Für sie steht hier an erster Stelle die Öffentlichkeitsarbeit und Ausstellungen, „ich weiß gar nicht, wie viele Leute wissen, dass wir hier in Sankt Georgen über 300 Lutherfrühdrucke haben“ – man muss es eben unter die Menschen bringen. Zwei Jahre, von 2014 bis 2016, dauerte das Referendariat. Im zweiten Jahr ging sie nach München, „wieder die Schulbank drücken, mit allen Vor- und Nachteilen, die das Schülersein so mit sich bringt“. Sie sagt selbst, „das war eine Grenzerfahrung“. „Nach der Promotion, als Expertin, war man im Gespräch mit anderen Forschern“ – jetzt war sie wieder Schülerin.

2016 folgte dann die Bewerbung nach Sankt Georgen. „In einem meiner Zeugnisse war ich 1000 Jahre älter gemacht worden, geboren im Jahr 1082. Ich hoffe, dass das niemand gemerkt hat bei der Bewerbung!“ Fasziniert haben sie vor allem die Exklusivität des Standorts mit seinen kurzen Dienstwegen, das eher kleine Team, die Jesuiten und dass man „hier beim Arbeiten nicht durch Hierarchiekrücken ausgebremst wird, also dass eine Idee nur für gut befunden wird, wenn sie von einer bestimmten Hierarchieebene kommt.“

Vorgenommen hat sie sich mehr Ausstellungen, um die Studierenden und Lehrenden in Sankt Georgen auf das Erbe und die Verantwortung in der Bibliothek hinzuweisen. „Die Zusammenarbeit mit vielen kreativen Geistern“ gefällt ihr immer besonders an den Vorbereitungen zu einer Ausstellung. Trotzdem sei es immer noch etwas, das „zum normalen Tagesgeschäft hinzukommt“.

„Noch einmal auf die Schulbank – das war eine Grenzerfahrung.“

Die Frage nach einer Leitungsposition in einem vorwiegend männlich dominierten Milieu spielt für sie im Alltag keine Rolle: „Es ist kein Thema für mich und auch keines für die anderen, die Arbeit ist gut, weil sie gut ist und nicht, weil sie für eine Frau ganz gut ist.“ Auch den Spruch von Vorgesetzten, den sie gar nicht mag – „das passt hier nicht ins Haus“ – bekommt sie hier weniger zu hören, als in anderen traditionellen Bibliotheken.

Privat geht Natalie Maag gerne bouldern, „das ist Klettern ohne Seil“. Man habe nur Magnesium dabei und sei in schlabberigen Hosen unterwegs, „das ist wahnsinnig entspannend“. Zu Hause in Heidelberg wohnt Natalie Maag zwischen Fluss und Wald, ideal für ihre Freizeitbeschäftigungen, die alle mit der Natur zu tun haben, zum Beispiel Angeln, aber „das ist von unterschiedlichem Erfolg gekrönt.“ Man könne sich nicht vornehmen, sein Abendessen zu angeln, „das endet in einem Desaster“. Aber sie träumt davon, einmal einen Zander zu fangen. „Wenn ich am Main spazieren gehe, sehe ich auch viele Leute angeln. Da schaut man schon mal, was die so gefangen haben. Das ist der berühmte Anglerneid.“ Wenn sie dann doch etwas gefangen hat, macht sie daraus manchmal eine Fischsuppe, denn Natalie Maag kocht und isst auch sehr gerne, von Haute Cuisine bis hin zu gut bürgerlichen Rezepten. „Nur eine gewisse Qualität muss die Speise haben. Da war so ein Urlaub in Italien, wo sie die Nudeln in einem ausgehöhlten Parmesankäse zubereitet haben“, fängt sie an zu schwärmen.

Zurück zu den Büchern: Für die Sankt Georgener Bibliothek hat sie schon das nächste Projekt vor Augen. Eine Ausstellung zum Thema Reformation. Es soll um Typologie und Typografie gehen, also darum, wie sich Texte präsentieren. „Das ist ein interessantes Thema, das nicht Mainstream ist“, und gut fände sie es, wenn es ein Kooperationsprojekt werden würde, wenn Studierende mitmachen würden.

Ihr Tagesgeschäft in Sankt Georgen beschreibt sie mit einem breiten Lächeln: „Jeder Tag ist anders“. Sie telefoniere viel und schreibe noch mehr Mails. „Ich frage die Leute aus meinem Kurs in München immer, was wo gut funktioniert, die Vernetzung der Bibliotheken ist sehr gut.“

Für die Studierenden in Sankt Georgen hat sie ein wichtiges Anliegen: „Kommen Sie doch ab und zu in der Bibliothek vorbei!“ Die Bibliothek solle ein Ort des Lernens und Forschens sein, für alle, Gastwissenschaftler, Professoren und Studierende.

Auch privat setzt sich ihre Begeisterung für Literatur fort, allerdings in anderer Form: Sie und ihr Partner lesen sich gerne gegenseitig vor, aber „meistens liest er, er hat die bessere Stimme dazu“. Zudem hört sie mit ihrem Partner gerade Dr. Faustus als Audiobook, ein Kompromiss, da „findet man sogar Zwölftonmusik in Ordnung“. Das haben sie beide vorher auch gelesen. Trotzdem zeigt das Audiobook ein Grundproblem ihres Berufs: „Dass Bibliothekare wenig lesen. Die Zeit fehlt. Ich würde gerne mehr lesen!“

Das innovative Bildungs- und Kulturmagazin

EULENFISCH
Limburger Magazin für Religion und Bildung

Jahresabonement (zweimal jährlich)
12,00 Euro (inkl. Versand)

Einzelheft 7,00 Euro (zzgl. Versand)

Jetzt Bestellen:
Verlag Butzon & Bercker GmbH
Tel: 02832/929-192, Fax: 02832/929-211
Email: eulenfisch@bube.de

Raus aus dem Keller – rein in die Vitrine!

Ausstellungen und wertvolle Bestände in der Bibliothek Sankt Georgen

Förderungen

NATALIE MAAG
Bibliotheksdirektorin

„Sowas liegt bei Ihnen im Keller?“ – Es ist nicht das erste Mal, dass ich diesen Satz von einem Kollegen oder einem Bibliotheksbesucher höre. „Sowas“ bezieht sich oft auf einen alten Druck, oft aus dem 16. Jahrhundert. Solch ein Druck war damals bekannt, weit verbreitet und hatte vielleicht sogar für Furore gesorgt – heute ist er nur noch in ausgewählten Gedächtnisinstitutionen zu finden. Natürlich ist unser „Keller“ kein feuchtes Gemäuer, das ein paar verstaubte Bände Augustinus beherbergt, sondern ein modernes, klimatisiertes Magazin, das den aktuellen konservatorischen Anforderungen entspricht und mehr als 40.000 Bände Kulturgut sichert. Als Bibliothek ist es unsere Aufgabe, diese kostbaren Bücher für die Nachwelt aufzubewahren. Doch, reicht das?

Sollten wir nicht jedem die Möglichkeit geben, dieses kulturelle Erbe wahrzunehmen? Gerade im Zeitalter der Reproduktion und Digitalisierung gewinnen die jahrhundertealten Textträger neue Relevanz. Sie sind die Summe aus Inhalt und Überlieferungsform. Material, Drucktype, handschriftliche Kommentare, Besitzvermerke, Ornat und Einband geben den alten Büchern unikalen Charakter. Stellt man sie aus und bringt sie zum Sprechen, so spürt der Besucher die Aura dieser Originale. Die Geschichte der Bücher wird lebendig, berühmte Besitzer manifestieren sich und die frühere Bedeutung wird sichtbar.

In unseren kommenden Ausstellungen, in denen wir uns sowohl der modernen Kunst als auch der Buch- und Druckkunst widmen werden, möchten wir Ihnen die Gelegenheit geben, unseren Bestand neu zu entdecken. Um die Originale sicher und konservatorisch einwandfrei auszustellen, ist die Präsentation in modernen Vitrinen unerlässlich. Diese sind so konstruiert, dass sie eine Teilklimatisierung ermöglichen und den Betrachter ganz nah an das kostbare Original lassen.

Unterstützen Sie die Anschaffung einer neuen Vitrine (Kosten: etwa 5.000 Euro) durch Ihre Spende – jeder Beitrag hilft uns – und betrachten Sie das Ergebnis in den künftigen Ausstellungen, zu welchen wir Sie schon jetzt herzlich einladen!

Originaldrucke von Luthers ‚Babylonischer Gefangenschaft der Kirche‘ aus dem Jahr 1520.
Foto: Claudia Risse

Wir freuen uns über eine Spende für dieses Projekt auf unser Spendenkonto:
PTH Sankt Georgen e.V. Stichwort: Bibliothek
PAX-Bank e. G. Kto.-Nr.: 4003 600 101 / BLZ 370 601 93
BIC: GENODED1PAX / IBAN: DE13 3706 0193 4003 6001 01

Auf dem Areopag des öffentlichen Diskurses

Sorgen angesichts des Populismus und populistische Sorgen

Nachgedacht

DAGMAR MENSINK
ZdK-Sprecherin für politische und ethische Grundfragen

Nein, so schlimm wie befürchtet ist es nicht gekommen. In Österreich hat sich Alexander van der Bellen in der Stichwahl um das Präsidentenamt gegen Norbert Hofer von der FPÖ durchgesetzt. Bei den Parlamentswahlen in den Niederlanden musste sich die Partei für Freiheit von Geert Wilders mit deutlichem Abstand zu Mark Rutte (Volkspartei für Freiheit und Demokratie) mit Platz zwei zufrieden geben und in Frankreich wurde ein junger Politiker, der über Hegel promoviert hat, und nicht Marine le Pen vom Front National, zum Präsidenten der Republik gewählt. Auch in Deutschland scheint der Höhenflug der AfD erst einmal ausgebremst. Doch ist das ein Grund zur Beruhigung? Das können ernsthaft wohl nur diejenigen glauben, die in den rechtspopulistischen Bewegungen vor allem ein Problem von Parteien sehen.

Dass in Deutschland Bewegungen wie Pegida und die AfD so eine breite Resonanz finden, hat Gründe, die tiefer reichen als die Gesetze der Parteienarithmetik. Die Globalisierung von Waren, Geld und Dienstleistungen etwa. Oder die rasanten Veränderungen durch Digitalisierung und neue Technologien. Von der breiten Öffentlichkeit noch kaum bemerkt, setzt beispielsweise der Ausbau der Elektromobilität die Automobilindustrie und mit ihr die zahlreichen Zulieferbetriebe unter enormen Druck. Hinzu kommen internationale Konflikte, die, nicht selten religiös-ethnisch aufgeladen und mit den Interessen von Großmächten verquickt, schier unlösbar erscheinen. Krieg und Armut veranlassen Menschen millionenfach zur Flucht — dass die Bilder von überfüllten Flüchtlingsbooten an den Küsten Europas in diesen Wochen aus den Nachrichten verschwunden sind, heißt nicht, dass es diese Boote nicht mehr gäbe. Gleiches gilt für die schwierigen Umstände in den großen Lagern, etwa in der Türkei und in Griechenland. „Die Welt ist aus den Fugen geraten“, hat der frühere Bundesaußenminister und neue Bundespräsident Frank-Walter Steinmeier gesagt. Auch in Europa stehen wir vor der Bedrohung durch den islamistischen Terrorismus.

Das alles trifft auf eine Gesellschaft, die selbst im Umbruch und auf der Suche ist nach dem, was sie ausmacht. Die Debatten darüber zielen auf die nationale Identitätsfindung als wiedervereinigtes Deutschland. Sie loten aus, was die Menschen hier miteinander verbindet und wo gegebenenfalls Grenzen gezogen werden müssen, um unser offenes, freiheitliches und demokratisches Gemeinwesen vor Schaden zu bewahren.

Schon die Frage nach dem Gemeinsamen ist nicht trivial. Denn Anerkennung von Pluralität bedeutet wesentlich, die Freiheit derer zu achten, die andere Vorstellungen von gutem Leben haben als man selbst. Es schließt ein, die Würde und Individualität der Schwachen und die Rechte von Minderheiten zu schützen. Dabei kann keine Instanz mehr die Autorität beanspruchen, eine übergeordnete Moral verbindlich vorzuschreiben. Jede und jeder steht für ihre und seine Position auf dem Areopag des öffentlichen Diskurses und muss dafür werben. Das gilt auch für die Kirchen, deutlich erfahrbar in den Debatten um Lebensschutz am Anfang und am Ende des Lebens.

Unsere Verfassung steckt den Rahmen ab, wie Freiheit verstanden wird. Sie gibt aber nicht die Art und Weise vor, wie etwa Toleranz und Gleichberechtigung der Geschlechter gelebt werden. Gleichwohl hat Jürgen Habermas Recht, wenn er sagt, dass „jede Rechtsordnung auch der Ausdruck einer partikularen Lebensform [ist], nicht nur eine Spiegelung des universellen Gehalts der Grundrechte“. Und weiter: „Der Prozess der Rechtsverwirklichung ist in Kontexte eingelassen, die als einen wichtigen Bestandteil der Politik eben auch Selbstverständigungsdiskurse einfordern – Diskurse über eine gemeinsame Konzeption des Guten und die gewünschte, als authentisch anerkannte Lebensform.“

Wenn wir über Leitbilder und Leitkulturen diskutieren, so ist das also keine Panne und auch kein Krisenzeichen unserer Demokratie. Die Diskussion ist Ausdruck, dass unsere Demokratie lebendig ist. Die entscheidende Frage aber ist, wie wir diskutieren.

Wird dabei „den Anderen“ dieselbe Freiheit zugestanden wie der sich artikulierenden Mehrheit? Warum sollten etwa Supermini und FKK selbstverständlich akzeptiert sein, das Tragen eines Kopftuchs aber bekämpft werden? Man kann, darf, muss vielleicht auch über vieles streiten – aber etwas anderes ist es, wenn der Staat generelle Verbote ausspricht. Das unterstreicht das Bundesverfassungsgericht in seiner letzten Kopftuch-Entscheidung ausdrücklich.

Als Gesamtgesellschaft sind wir hier auf einem Lernweg, wie Bundespräsident Joachim Gauck es 2014 bei einer Einbürgerungsfeier formuliert hat: „Unser Land lernt gerade, dass Menschen sich mit verschiedenen Ländern verbunden und trotzdem in diesem, in unserem Land zu Hause fühlen können. Es lernt, dass eine Gesellschaft attraktiver wird, wenn sie vielschichtige Identitäten akzeptiert und niemanden zu einem lebensfremden Purismus zwingt. Und es lernt, jene nicht auf Abstand zu halten, die doch schon längst zu uns gehören wollen.“

„Schon die Frage nach dem Gemeinsamen ist nicht trivial. Denn Anerkennung von Pluralität bedeutet wesentlich, die Freiheit derer zu achten, die andere Vorstellungen von gutem Leben haben als man selbst.“

Dieser Lernprozess ist anstrengend. Und genau an dieser Stelle setzen die Populisten an. Sie geben vor, den Finger in die Wunde zu legen, Sprachrohr der Mehrheit zu sein, die ohne sie keine Stimme hätte, weil sie von einem Kartell aus Politikern und Medien mundtot gemacht oder schlicht eingelullt würde. „Man wird doch noch mal sagen dürfen“, tönt es da bis weit in der Mitte der Gesellschaft. Und fast reflexartig folgt die Reaktion: Wir müssen die Sorgen der Menschen ernst nehmen, dürfen sie nicht den Angstmachern dieser Republik überlassen.

In der Tat: Es ist wichtig, dass in einem demokratischen Staat Unmut artikuliert und in die öffentliche Debatte gebracht wird. Davon lebt die Demokratie. Nur so kann sie sich weiter entwickeln. Aber bei Lichte besehen zeigt sich, dass die Populisten, die sich hinter dem Kürzel AfD versammeln, keine demokratische Alternative sind. Das beginnt schon bei der Grundhaltung: Der Gestus, sich als parteigewordener „Volkswille“ zu stilisieren, widerspricht elementar dem Grundsatz, dass dieser Wille in einer freiheitlichen Demokratie prinzipiell nur im Plural existiert und dass er konkret in zugegeben mühsamen und komplexen Aushandlungsprozessen stets neu gefunden werden muss. Dem Kernversprechen der Bewegung, die Lösung läge in einem Deutschland ohne Islam und ohne Zuwanderer, also in einem abstammungsmäßig und kulturell einheitlichen Land, das sich nach außen abschließt, muss neben harten wirtschaftlichen und politischen Argumenten mit aller Entschiedenheit entgegengehalten werden, dass dies der Werteordnung unserer freiheitlichen Verfassung diametral entgegensteht. Es kennzeichnet den Rechtspopulismus, so Andreas Lob-Hüdepohl in seinem „Zwischenruf“ zum Wahljahr für die Deutsche Kommission Justitia et Pax, dass er nicht nur Ressentiments gegen alles Andere oder Fremde schürt, sondern dass Individuen angebliche Wesensmerkmale einer Gruppe zugeschrieben werden – etwa Muslimen –, um sie dann pauschal als minderwertig abzuwerten. Rechtspopulisten „leugnen das demokratische Basisprinzip der Fundamentalgleichheit aller Menschen. Sie fordern und fördern zwar Solidarität – aber nur zwischen denjenigen, die immer schon dazugehören; eben exklusiv.“ Konkret heißt das etwa: Religionsfreiheit: ja – Religionsausübungsfreiheit für Muslime: nein.

Dennoch, Populisten finden Resonanz, bis weit in kirchliche Kreise hinein. „Die Wahrheit ist doch: Eine neue Faszination des Autoritären ist tief nach Europa eingedrungen“, so sagt es auch Bundespräsident Frank-Walter Steinmeier. Die verständliche Sehnsucht nach einfachen Antworten ist offensichtlich eine Verführung. Wir kennen das aus unserer Geschichte. Das muss uns wachrütteln, gerade als Christen und als Katholiken. Ja, wir brauchen tragfähige Antworten auf die vielfältigen Herausforderungen. Aber das können nur demokratische Lösungen sein, die die Interessen möglichst vieler berücksichtigen. Demokratie ist

„Die Wahrheit ist doch: Eine neue Faszination des Autoritären ist tief nach Europa eingedrungen.“

dabei kein Spielball, wir dürfen sie nicht ihren Verächtern überlassen, auch nicht denen, die vom Sofa aus zuschauen und es gerne sehen, wenn „die da oben“ mal einen Denkzettel erhalten. Wir müssen deutlich Farbe bekennen für unsere parlamentarische Demokratie! Die Deutsche Bischofskonferenz hat dies getan, das Zentralkomitee der deutschen Katholiken hat eine Demokratie-Initiative zur Wahl gestartet. Viele andere tun das auch. Am Ende aber muss sich jede und jeder selbst fragen: Was kann ich dazu beitragen, dass wir die Herausforderungen der Zukunft in einer offenen und freien Gesellschaft meistern?

Er hält und heilt! Foto: Sigrud Scharper

»GEORG« ist das Magazin der Hochschule Sankt Georgen. Es greift das Motto der Hochschule Pietati et Scientiae auf und dokumentiert ihre Arbeit mit Nachrichten und Beiträgen aus der philosophischen und theologischen Wissenschaft sowie zur Spiritualität.

Viel Vergnügen beim Studieren der Zeitschrift!

Philosophisch-Theologische Hochschule

SANKT GEORGEN

ISSN 2195-3430

Offenbacher Landstraße 224, 60599 Frankfurt/Main
fon: 069. 6061-0 | mail: rektorat@sankt-georgen.de | web: www.sankt-georgen.de